

Blokland, Talja; Šerbedžija, Vojin
Gewohnt ist nicht normal. Jugendalltag in zwei Kreuzberger Kiezen

Berlin : Logos Verlag 2018, 68 S.



Quellenangabe/ Reference:

Blokland, Talja; Šerbedžija, Vojin: Gewohnt ist nicht normal. Jugendalltag in zwei Kreuzberger Kiezen. Berlin : Logos Verlag 2018, 68 S. - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-333804 - DOI: 10.25656/01:33380; 10.30819/4813

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-333804>

<https://doi.org/10.25656/01:33380>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<https://www.logos-verlag.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-Licence: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft



Gewohnt ist nicht normal

Jugendalltag in zwei Kreuzberger Kiezen

Talja Blokland und Vojin Šerbedžija

Gewohnt ist nicht normal
Jugendalltag in zwei Kreuzberger Kiezen

Talja Blokland und Vojin Šerbedžija

Logos Verlag Berlin



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Einbandabbildung: Barbro Björnemalm, Uppsala

© Logos Verlag Berlin GmbH 2018

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-8325-4813-1

Logos Verlag Berlin GmbH
Comeniushof, Gubener Str. 47,
10243 Berlin

Tel.: +49 (0)30 / 42 85 10 90

Fax: +49 (0)30 / 42 85 10 92

<http://www.logos-verlag.de>



Inhalt

Vorwort.....	1
1 Einleitung.....	2
1.1 Alltag verstehen und Sicherheit gestalten im Kontext der Marginalisierung.....	2
1.2 Strategische Forschung: Ein kontextuelles Modell.....	3
1.3 Forschungsfragen und Methode.....	4
1.4 Wie definieren die Jugendlichen Kriminalität?	5
1.5 Aufbau	7
2 Mehringplatz und Düttmann-Siedlung in Zahlen.....	8
2.1 Bevölkerungs- und Sozialstruktur.....	8
2.2 Jugenddelinquenz aus statistisch-polizeilicher Sicht	9
3 „Wenn jemand genug Geld hat, warum soll er kriminelle Sache machen?“	10
3.1 Geld.....	10
3.2 Bildung.....	14
4 Alltagspraktiken im Kiez: Zusammen sein, sich unterhalten, Spaß haben.....	21
4.1 Ambivalenz.....	24
4.2 Public Familiarity und Sicherheit.....	27
4.3 Sicherheit und Gewalt.....	29
4.4 Exkurs: Drogen am Mehringplatz	32
5 „Man geht davon aus, dass wir vom Mensch her alle Arschlöcher sind“: Begegnungen außerhalb der Peergroup.....	34
5.1 Die verschlossene Stadt	34
5.2 Unter Generalverdacht.....	38
5.3 Nutzungskonflikte	39
5.4 Zu Hause und doch „Scheiße bauen“	42
6 Zusammenfassung und Empfehlungen	46
6.1 Konkrete Empfehlungen aus Sicht der Jugendlichen.....	46
6.2 Beantwortung der Forschungsfragen	48
6.3 Prävention – oder: Kann man Jugendliche „reparieren“?	51
6.4 Kontextuelles Modell.....	53
6.5 Vorschläge für strategische Richtungen.....	55
Endnoten	62
Literaturverzeichnis	64

Vorwort

Dieser Forschungsbericht ist im Rahmen einer Kooperation zwischen der Abteilung Arbeit, Bürgerdienste, Gesundheit und Soziales des Bezirksamts Friedrichshain-Kreuzberg von Berlin (Dr. Horst-Dietrich Elvers und Julia Thöns) und dem Lehrbereich für Stadt- und Regionalsoziologie / Georg Simmel Zentrum für Metropolenforschung, Humboldt-Universität zu Berlin, entstanden. Wir danken dem Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg als Auftraggeber und insbesondere Frau Thöns für die reibungslose und angenehme Zusammenarbeit. Finanziert wurde die Studie mit Mitteln der kiezorientierten Gewalt- und Kriminalitätsprävention (Landeskommission Berlin gegen Gewalt, Senatsverwaltung für Inneres und Sport).

Bevor wir Sie als LeserInnen in die Lebenswelt der Kreuzberger Jugendlichen eintauchen lassen, möchten wir noch all den Menschen unseren Dank aussprechen, die an der Realisierung dieses Forschungsprojektes mitgewirkt haben. An erster Stelle möchten wir unseren studentischen Projektmitarbeiterinnen danken: Lara Danyel und Julia Nott. Sie haben uns tatkräftig in allen Prozessen, von der Recherche über die Feldforschung bis zur Interviewtranskription und Datenanalyse begleitet und waren eine große Hilfe. Des Weiteren haben uns Lena Hermansen, Jana Steinfeld und Elena Hentschke beim Transkribieren der Interviews, Julia Nott und Julia Schmidt beim Korrekturlesen und Lektorieren des Berichtes sowie Marieke Prey bei der Finalisierung des Literaturverzeichnisses unterstützt.

Während der Feldforschung begegneten wir vielen Akteuren, deren Expertise sehr hilfreich war: Wir danken den VertreterInnen der lokalen Quartiersmanagements sowie des „Dütti-Treffs“ für die Möglichkeit, an verschiedenen Veranstaltungen teilzunehmen. Ein besonderer Dank gilt dem Personal von Jugendeinrichtungen (Drehpunkt, KMA) und Straßensozialarbeit (Outreach), ohne die der Zugang zu den Jugendlichen für uns wesentlich schwerer gewesen wäre. Des Weiteren danken wir den VertreterInnen von Polizei und Jugendamt für die tiefgründigen Experteninterviews.

Den größten Dank möchten wir aber denjenigen aussprechen, um die es schlussendlich in dieser Studie geht: den jungen Menschen vom „Halleschen“ und aus „Graefe“. Ohne ihre Zeit und Bereitschaft, mit uns zu sprechen und uns an ihrem Alltag teilhaben zu lassen, hätten wir die Forschung nicht machen können. Als AutorInnen war es uns wichtig, die Perspektiven und Sichtweisen dieser – oft nicht gehörten – Jugendlichen zentral zu stellen.

Berlin, 31.08.2018

1 Einleitung

Im Auftrag des Bezirksamtes Friedrichshain-Kreuzberg analysieren wir die Perspektiven der jungen, meist männlichen Nutzergruppen des öffentlichen Raums in zwei relativ kriminalitätsbelasteten Orten, um zu einem besseren Verstehen von als deviant definierten Verhaltensweisen beizutragen. Am Mehringplatz und in der Düttmann-Siedlung hatten Jugendarbeit¹ und Jugendamt von Problemen mit „verhaltensauffälligen Jugendlichen“ berichtet. In erster Linie beleuchten wir im Rahmen dieses Forschungsprojekts die Positionen der Jugendlichen, die mehrmals als „problematisch“ erfahren worden sind, aus *ihrer* Perspektive. Zweitens formulieren wir Vorschläge, wie man mit diesen Erkenntnissen über eine Präventionsarbeit zur Förderung der Sicherheit im öffentlichen Raum nachdenken könnte.

Das verlangt von uns als AutorInnen und von Ihnen als LeserInnen, dass wir zunächst einmal probieren, uns neben die Jugendlichen zu stellen und mit ihrem Blick auf die Welt zu schauen. Es geht also nicht darum, was faktisch passiert ist oder ob ihre Erzählungen stimmen. Wir werden in diesem Bericht mit Ihnen gemeinsam versuchen dem *zuzuhören*, was die Jugendlichen sagen. Darauf aufbauend werden wir versuchen zu deuten, wie man das, was die jungen Menschen sagen, soziologisch interpretieren kann (also nicht psychologisch in Sinne von Motiven oder psychischen Merkmalen).

Wir werden aber nicht bei dieser Interpretation stehen bleiben – die Interpretation wird Ihnen teilweise oder vielleicht schon im Ganzen längst bekannt sein. Unser Ziel ist es vor allem, die Perspektive der Jugendlichen mit der Frage nach (Un)sicherheitserfahrung in der Stadt und mit Ansichten aus der Kriminologie und Soziologie über Sicherheit im öffentlichen Raum zu verbinden.

1.1 Alltag verstehen und Sicherheit gestalten im Kontext der Marginalisierung

Die Jugendlichen, die uns einen Blick in ihren Alltag erlaubt haben, leben generell marginalisiert. Das heißt, dass sie in den breiteren gesellschaftlichen Strukturen bekanntermaßen vor viel größere Herausforderungen gestellt sind als Jugendliche, die in bevorzugten Schichten aufwachsen.² Jetzt könnte man gleich darauf hinweisen, dass dies noch nicht bedeutet, dass sie Mist bauen müssen, und dass es doch auch viele andere gibt, die sich am eigenen Schopf aus dem „Sumpf“ ziehen. Aber darum geht es nicht. Um über die Prävention an belasteten Orten nachdenken zu können, ist es wichtig festzustellen, was man machen kann und was den Rahmen der Möglichkeiten sprengt.

Die Marginalisierung bezieht sich auf die ökonomische Position dieser jungen Menschen. Aber ihre Benachteiligung ist nicht lediglich ökonomisch, sondern auch im Kontext von kulturellem Wissen, „social credits“ und sozialen Beziehungen spürbar, die sie von ihrer Familie, Nachbarschaft und Lebenslage „vererbt“ bekommen. Soziologen sprechen hier vom ökonomischen, kulturellen und sozialen „Kapital“ (Bourdieu 1983). Damit ist nicht gesagt, dass diese jungen Menschen nicht über Ressourcen verfügen. Es geht vielmehr darum, dass ihre Disposition (in welche Schicht man hineingeboren wird) und ihr Habitus (welchen „Feel for the Game“ man sich aneignen kann) durch strukturelle Faktoren bedingt sind – wie bei *allen* Jugendlichen. Sie sind nicht die Folge ihrer persönlichen Merkmale oder der Merkmale einer bestimmten Familie oder pauschal konstruierter „Ethnizität“. Der Migrationshintergrund oder das Quartier alleine tragen keine Erklärungskraft. Für eine Erklärung brauchen wir einen Mechanismus.

Ein Problem mit marginalisierten Jugendlichen ist also primär ein Problem der Exklusion aufgrund von ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital. Nehmen wir ein einfaches Beispiel: Wenn ein Kind in die Schule oder die Kita kommt und wir annehmen, es kann zu dem Zeitpunkt bereits eine Schere hantieren, gehen wir davon aus, dass es eine Schere besitzt (ökonomisches Kapital), dass es die ersten vier Jahre irgendwo verbringt, wo es erfährt, dass eine „Schere festzuhalten“ Relevanz und Wert hat (kulturelles und/oder symbolisches Kapital), und dass es jemanden in der Nähe hat, der/die über die Zeit und Ressourcen verfügt, um zu vermitteln,

wie man eine Schere benutzt (soziales Kapital). Von der Schere aus der Vorschulzeit ist es ein langer Weg zu den Plätzen, wo wir die Jugendlichen aufgesucht haben, aber die Prinzipien des Kapitals sind die gleichen.

Man kann davon ausgehen, dass wir alle – Kinder, Jugendliche und später Erwachsene – ein sehr bestimmtes „Feel“ für ein sehr institutionalisiertes „Game“ entwickeln. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu spricht hier von einer *Doxa*: einem impliziten Wissen, das wir haben, da wir „im Spiel“ sind, und das wir deswegen auch so schwer hinterfragen können. Jedes Feld (Arbeitsmarkt, Bildung usw.) verfügt über eine Logik – und da viele von uns bereits beim Betreten dieser Felder mit den Fähigkeiten ausgestattet sind, diese Logiken zu verstehen und zu verkörpern, fällt es vielen von uns nicht leicht zu sehen, dass dies auch *nur bestimmte Logiken* sind. Wenn sich ein „Feel for the Game“ nicht entwickelt oder wir es gewohnt sind, ganz andere Logiken zu verfolgen, dann trifft die eigene Alltagslogik auf eine gesellschaftlich dominante und/oder institutionelle, nicht gleichartige Logik. Man muss nicht notwendigerweise die Werte und Vorstellungen in einer der Logiken bewerten, um die Diskrepanz zu erkennen. Wie wir sehen werden, *kann* dieses Aufeinandertreffen der Logiken (der Mechanismus!), *muss* aber nicht unbedingt, zu Ausgängen führen, die problematisch sind oder als problematisch erfahren werden.

Wir begegnen in diesem Bericht also Jugendgruppen mit einem geringen ökonomischen Kapital (sie haben wenig Geld und wenig Zugriff auf Menschen mit Geld), die mit ihrem Wissen, Ressourcen und sozialen Netzen keinen Habitus oder „Feel for the Game“ für das gesellschaftliche Spiel der sozialen Etablierung entwickeln können. In der Schule, beim Praktikum, in ihren Interaktionen mit der Polizei und oft mit JugendarbeiterInnen wird eine Art Spiel betrieben, das Formen von Kapital voraussetzt, die diese Jugendlichen objektiv nicht haben. Wir versuchen nun zu erfassen, wie die subjektive Wahrnehmung ihrer persönlichen Lage aussieht.

Da die Marginalisierung der Jugendlichen nicht auf der Ebene der Kriminalitätsprävention bearbeitet werden kann, lautet die Frage eher, wie man die Last dieser Marginalisierung im Alltag der Jugendlichen und der anderen AnwohnerInnen so wenig belastend wie möglich gestalten kann. Was kann man steuern, an welchen Rädern könnte man drehen, damit deviant definiertes Verhalten weniger belastet und die Kieze ihre relativ starke objektive Sicherheit im öffentlichen Raum behalten? Es wäre wunderbar, wenn eine Prävention dieser Art auch die Lage der Jugendlichen langfristig verbessern würde. Es ist aber kaum möglich, den Komplex an Faktoren, der diese jungen Menschen vom Mainstream ausschließt, durch Präventionsmaßnahmen auf Kiez- oder Bezirksebene zu beeinflussen. In welche Richtung man hierfür denken müsste ist Teil unseres Schlusskapitels.

1.2 Strategische Forschung: Ein kontextuelles Modell

Weil SoziologInnen schon die Analyse des Alltags an sich interessant finden, bleibt natürlich die Frage, was man damit in der Praxis anfangen kann. Ein „Contextual Policy Model“ (dürftig übersetzt als „kontextuelles Politik-Modell“³) erlaubt uns, soziologische Analysen mit einem gesellschaftlichen Problem zu verbinden. Dies wird strategische Forschung genannt, da man versucht, eine strategische Richtung für Interventionen zu skizzieren, ohne konkrete Maßnahmen vorzuschlagen. Dies wiederum ist auf die Überzeugung zurück zu führen, dass ExpertInnen aus dem Feld zwar von dem Blick (und dem Perspektivenwechsel), den ihnen SoziologInnen bieten, profitieren können, aber letztendlich durch Erfahrung, Wissen und Praxis viel besser als WissenschaftlerInnen konkrete Maßnahmen umsetzen können.

Wir unterscheiden in diesem Modell zwischen Brückenbedingungen, unterstützenden Variablen, beschränkenden Variablen und nicht-beabsichtigten und latenten Konsequenzen (Nebeneffekten). Präventionsarbeit als Policy hat hier dann das breite Ziel der „Verbesserung der Sicherheitserfahrung und Vermeidung eines kriminellen Hotspots“. Die Einrichtung eines Präventionsrates und Initiativen der Kriminalitätsprävention zielen vor allem darauf ab, gegen die – als zunehmend erfahrene – Unsicherheit im öffentlichen Raum vorzugehen. Da die (Jugend)Kriminalität in Berlin jedoch nicht kontinuierlich wächst (siehe etwa Lüter et al. 2017), muss dabei ein breites Konzept des Sicherheitsempfindens betrachtet werden, das die subjektive

Wahrnehmung ernst nimmt. Lassen Sie uns davon ausgehen, dass unsere Vorschläge mögliche – auf Jugendliche orientierte – Präventionseingriffe skizzieren, die gleichzeitig ihre Sichtweise berücksichtigen. Dann gibt es die Umsetzung, die wir aber innerhalb unseres Forschungsauftrags nicht beachten werden. Die Umsetzung jeder Politik findet aber in einem Kontext statt, wo es Variablen gibt, die man überhaupt nicht mit der vorgeschlagenen Intervention beeinflussen kann. Wir stellen uns daher die Frage nach dem Kontext hier nur in Verbindung zur Präventionsarbeit, orientiert an den Jugendlichen.

- Brückenbedingungen sind Bedingungen, die man durch Präventionsmaßnahmen im Kiez nicht beeinflussen kann, aber die nicht zu umgehen sind, um Fortschritt zu erzielen.
- Unterstützende Variablen geben einen bestimmten Plan oder ein Set an Maßnahmen im Sinne eines „extra supports“, liegen aber nicht im gleichen Feld.
- Erschwerende Variablen sind im Kontext der Interventionen externe Bedingungen, die negativen Einfluss auf den Erfolg der Maßnahmen haben. Man kann sie soziopolitisch beeinflussen, sie gehören allerdings zum externen Kontext. Unterstützende Variablen können den (negativen) Einfluss von beschränkende Faktoren vermindern.
- Nicht-beabsichtigte Konsequenzen sind neue Probleme und Herausforderungen, die man nicht eingeplant hat. Sie folgen direkt aus den Interventionen. Latente Konsequenzen sind Geschehnisse, die erstmal nicht offensichtlich mit den Ereignissen eines Plans zu tun haben.

1.3 Forschungsfragen und Methode

Die zentrale Frage, oder der Überbau unseres Projekts, ist die Frage nach den Voraussetzungen für eine erfolgreiche Präventionsarbeit – wobei der Auftraggeber mit Recht vermutet, dass die Jugendlichen und ihre Perspektive da eine besondere Herausforderung darstellen. Wie wir sehen werden, verbringen sie, im Vergleich zu anderen AnwohnerInnen, die meiste Zeit vor Ort, in ihren Quartieren, und werden oftmals als Teil des (Sicherheits-)Problems definiert. Wir haben die folgenden Leitfragen gestellt:

- Wie definieren die Jugendlichen am Mehringplatz/ in der Düttmann-Siedlung Kriminalität?
- Welche Herausforderungen haben die Jugendlichen in ihrem Alltag?
- Welche praktische und symbolische Bedeutung geben die Jugendlichen dem Mehringplatz/ der Düttmann-Siedlung?
- Welche Faktoren begünstigen oder benachteiligen die Möglichkeiten von Jugendlichen, ihre Wohnumgebung für ihr soziales Leben zu nutzen? Sehen die Jugendlichen dabei Spannungen mit anderen NutzerInnen? Was sagen sie selbst über das, was durch andere als „Belastung“ erfahren wird?
- Welche anderen Orte in Berlin halten die jungen Menschen für wichtig?
- Welche Ressourcen finden die Jugendlichen in ihrem Wohnumfeld, um ihren Alltag zu bewältigen und sich zu verwirklichen, und woran fehlt es?

Wir werden anhand dieser Leitfragen, unter Bezugnahme des beschriebenen kontextuellen Modells, die zentrale Frage nach einer erfolgsversprechenden Präventionsarbeit beantworten.

Wir haben qualitativ gearbeitet und nicht nach quantitativen Zusammenhängen auf Basis von großflächigen Befragungen gesucht. Das konnten wir auch nicht, da das Formulieren eines Fragenbogens unterstellt, dass man genau weiß, was man fragen will. Allerdings weiß man das erst, wenn man festgestellt hat, was für die Beteiligten Relevanz hat. Es ging darum, diese Relevanz erstmal zu erfahren. Wir haben deshalb mit teilnehmender Beobachtung und Interviews gearbeitet. Wir besuchten regelmäßig die zwei Wohngebiete, die Jugendclubs oder Streetworker-Räumlichkeiten und Veranstaltungen (vom Quartiersmanagement, Nachbarschaftstreff) und schrieben 30 Feldnotizen. Weiter führten wir leitfadensbasierte Einzel- und Gruppeninterviews mit Jugendlichen, und Experteninterviews mit der Polizei und dem Jugendamt. Die aktive Feldforschung erstreckte sich über einen Zeitraum von November 2017 bis Juni 2018.

Neben vielen informellen Gesprächen mit Jugendlichen führten (und transkribierten) wir Interviews mit 37 Jugendlichen - am Mehringplatz mit 22 und in der Düttmann-Siedlung mit 15 (darunter 27 männliche und 10 weibliche Jugendliche⁴). Abgesehen von einer weiblichen Teilnehmerin in einem Gruppengespräch, hatten alle einen arabischen, türkischen oder süd-/südosteuropäischen Migrationshintergrund.⁵ Wir lernten die Jugendlichen entweder in den lokalen Einrichtungen der Jugendsozialarbeit kennen oder begegneten ihnen direkt auf der Straße an ihren Treffpunkten. Die Altersspanne reichte geschätzt von 15 bis 22 Jahren (geschätzt, weil uns nicht alle ihr Alter mitteilten und wir dies auch nicht systematisch erfragt haben). Allen Befragten haben wir vor Interviewbeginn transparent kommuniziert, dass wir eine Studie für das Bezirksamt machen und dass alles, das sie uns erzählen wollen, anonym bleibt. Um diese Anonymität zu gewährleisten, haben wir allen InterviewpartnerInnen Pseudonyme (orientiert an Persönlichkeiten aus der deutschen Fußballlandschaft) gegeben.

Mehrheitlich sprachen wir mit Jugendlichen, die wir als „weniger angepasst“ charakterisieren. Damit meinen wir, dass sie von sich aus erzählen, dass ihr Benehmen im öffentlichen Raum zuweilen nicht dem entspricht, was gesellschaftlich als allgemeiner Standard gilt, und sie manchmal gegen Gesetze verstoßen. Das kann bedeuten, dass sie erzählt haben, dass sie straffällig waren, Drogen nutzten, an körperlicher Gewalt teilhatten oder wiederholt Hausverbote in lokalen Jugendclubs bekamen. Wir sprachen auch mit einigen (vor allem weiblichen) Jugendlichen ohne derartige Erfahrungen. Mit der – aufgrund Zeit und Mitteln begrenzten – Auswahl an InterviewpartnerInnen bieten wir *kein* repräsentatives Bild von Jugendlichen allgemein, in diesem Bezirk oder mit einem bestimmten Hintergrund. Sie haben aber schon etwas gemeinsam. Keiner der Jugendlichen gehört der Mittelschicht an. Alle sind in dem Wohnumfeld oder einem ähnlich benachteiligten Umfeld in Berlin herangewachsen und haben einen Bezug zu dem Kiez.

Neben diesen jungen Experten sprachen wir mit zwei fachlichen Experten: einem Vertreter der Operativen Gruppe Jugendgewalt bei der Kriminalpolizei (Experte I) und einem Koordinator der Jugendsozialarbeit des Jugendamts (Experte II). Wir nehmen auch Bezug auf Kenntnisse von beruflichen ExpertInnen, die diese während der teilnehmenden Beobachtung im Feld und dem Runden Tisch⁶ am 20.03.2018 mit uns geteilt haben.

1.4 Wie definieren die Jugendlichen Kriminalität?

Bevor wir interpretieren können, was die Jugendlichen über ihre Lebenslage, Zukunft und Erfahrung erzählen, ist es wichtig, ihre Perspektive auf Kriminalität zu verstehen. Wenn man sich mit Verstößen gegen Gesetze beschäftigt, wie etwa dem Verkaufen von Drogen, Diebstahl oder Raub, passiert das nicht auf einer Ebene der Normlosigkeit. Auch Straftaten und Gewalt finden oft in einem Kontext statt, in dem normative Normalität (das, was man moralisch für richtig hält) und situative Normalität (das, was in einem bestimmten Kontext alltägliche Tatsache ist und deshalb als „normal“ empfunden wird⁷) eine Rolle spielen. Deswegen wird Kriminalität schon mal unterschiedlich verstanden. Manche Jugendliche definieren Kriminalität als „alles, das gegen das Gesetz verstößt“ (Jerome) oder gar als „alles, was ein Grund ist, dass man die Polizei ruft. Jede Kleinigkeit“ (Jerome). Andere hingegen differenzieren stärker und stellen in Frage, ob etwa Handlungen wie der Konsum leichter Drogen – die aus polizeilicher und rechtlicher Sicht als strafbar gelten – tatsächlich kriminell sind. Hinsichtlich der Frage nach der Definition des Kriminellen bewertet beispielsweise Malik Kiffen und physische Gewaltanwendung vergleichend:

„Ähm, Drogen nehmen ist jetzt keine, also wenn du jetzt kiffst, ist es für mich keine große Kriminalität, obwohl es so angesehen wird vom Staat (Pause). Kiffen ist, keine Ahnung, das finde ich nicht so kriminell, also kriminell. Weil das ist ja so eine Droge, die dich betäubt, die dich ruhiger macht, und die halt ein bisschen Phantasie in dein Leben schenkt. Deswegen ist es für mich, keine Ahnung, mehr so dieses Klauen, Raubüberfälle und diese Tätigkeiten auf der Straße zum Beispiel.“ (Malik)

Die Narrative zum Kriminalitätsbegriff sind insgesamt unterschiedlich. In Ansätzen wird Kriminalität verherrlicht oder als cool beschrieben, aber oftmals auch als eine Alltags-Normalität,

die zwar nicht gut, aber notwendig wäre. Ältere Befragte zeigen sich generell kritischer. Straftaten werden auch verbunden mit einer Lebensphase, die vorübergehend ist:

„Es gibt immer irgendwelche verrückten Leute, egal wie hoch die Strafe ist, was passiert mit einem, wird immer Kriminalität geben (...), auch im Kiez. Wie zum Beispiel meine Eltern, die hören dann auf, dann kommen die Jüngeren, dann werden die weitermachen und dann werden immer die Jüngeren weitermachen und die lernen aber von den Älteren.

[INT.⁸: Und wie meinst du das, warum hört ihr auf, wenn ihr älter werdet?]

Wir wissen danach, es hat keinen Sinn. Wir sind ja jetzt noch jung. Toben uns aus.“ (Emil)

Das deckt sich mit der Aussage der Polizei über manche Täter:

„Wir kennen die teilweise namentlich. (...) Ich kenne noch Kinder, ich sag mal mit ´nem Schnuller sind die noch in der Wohnung rumgelaufen und später hat man sie festgenommen oder musste sie festnehmen. Also bei manchen Familien ist das wirklich über Generationen, dass man die begleitet.“ (Experte I)

Aus Sicht der Jugendlichen ist „Scheiße bauen“ mit einer Phase des Beweizens verknüpft. So reflektiert ein junger Mann in seinen frühen 20ern retrospektiv sein „schlimmes Verhalten“ von früher, das er als „kritische Phase“ bezeichnet (aus Feldnotiz):

Er erzählt mir, dass er früher „einer der ganz schlimmen Sorte“ war – dass er viel Scheiße im Drehpunkt gebaut hat. Ich frage ihn, wieso solchen Sachen im Drehpunkt – Randalen, Vandalismus – passiert sind? Er: „Weil sich die Jungs beweisen wollen!“ Er sagt, dass vor allem mit 15-16 Jahren eine „kritische Phase“ bei Jugendlichen ist, dass die meisten später ruhiger werden und „es kapieren“. Er bezieht das auch auf sich selbst und wiederholt, wie schlimm er sich früher verhalten hatte. Er spricht von einem „Kreislauf“: Jugendliche bauen Scheiße, werden älter und ruhiger. Jüngere Geschwister/ andere Kinder bauen dann Scheiße, werden dann älter/ruhiger usw. (Feldnotiz 25)

Dieses „sich beweisen“ führt zwar mal zu Gewalt innerhalb oder zwischen Gruppen. Im Kontext des Gruppendrucks kommt es manchmal auch zur Beteiligung an Joy Riding in Autos, die einem nicht gehören. Solche Sachen werden aber nicht auf eine Ebene mit Raub, Diebstahl oder Überfällen gesetzt. Sami erwähnt in seiner Erklärung deutlich nur Beispiele, die keine generelle Gewaltbereitschaft implizieren:

„Natürlich passiert das, dass Leute, dass die Jungs versuchen Geld zu bekommen, auf illegalem Weg, sei's mit Drogen, sei's mit Einbrechen, sei's mit Diebstählen.

[INT.: Und was glaubst du, warum passiert das?]

An zweiter Stelle würde ich sagen, dass sie sich gegenseitig beweisen. Aber an erster Stelle würde ich sagen, wegen dem Geld, damit sie auf niemanden angewiesen sind und dass sie mal hervorstechen.“ (Sami)

Wir führten keine Gespräche, in denen Gewalt gegenüber anderen Menschen an sich de-kriminalisiert oder gerechtfertigt wurde. Die Ambivalenz gegenüber Gesetzen, Kriminalität und Straftaten, die hier schon sichtbar wird, zieht sich als roter Faden durch die Gespräche. Diese zeigen immer wieder, wie die Jugendlichen eine Herausforderung darin sehen, aus ihrer normativen Normalität Sinn zu konstruieren – davon was „gut“, „scheiße“ oder „verrückt“ ist und was Alltagspraxis ist. Und dann, als dritte Dimension, erfahren sie, was gesellschaftlich erwartet wird, aber ihren Alltagserfahrungen nicht entspricht – wie etwa bei Erfahrungen von symbolischer Gewalt durch Rassismus und Exklusion. Und anders als bei „Scheiße bauen“ (Beleidigungen, Randalieren, Vandalismus), stellen die Jugendlichen sofort eine Verbindung zwischen Kriminalität und Geld her. Wir werden sehen, dass dies für Präventionsinitiativen auch bedeutet, dass man Straftaten wie Raub und Diebstahl vermutlich nicht mit gleichen Initiativen beeinflussen kann wie Vandalismus oder Straßenkämpfe.

Wir wollen von der Lebenslage der Jugendlichen als AnwohnerInnen und als Experten in Sachen Jugendkriminalität lernen. Da es das Ziel ist, die Perspektive der Jugendlichen, die eher unangepasst sind, in den Vordergrund unserer Interpretation zu stellen, machen die nächsten Kapitel sichtbar, dass es nicht zielführend ist, rein über Kriminalität zu reden und die Ursache auf

der individuellen Ebene zu suchen. Damit sagen wir nicht, dass nie aus Frust, Schmerz, Wut und unkontrollierter Aggression ausgerastet wird. Natürlich passiert auch das. In unserer Feldforschung haben uns Jugendliche nur vereinzelt über Erfahrungen häuslicher Gewalt berichtet, wobei diese Erfahrung als eine Art „Frustkatalysator“ bewertet wird (siehe auch Baier et al. 2009: 12). So erzählte ein Teenager bei einem Spaziergang (aus Feldnotiz):

J1 erzählt, dass „viele Jugendliche“ zu Hause von ihren Eltern geschlagen werden. Er sieht darin einen Grund für Aggression: „Viele bekommen zu Hause Schläge und lassen es dann draußen raus – manche schlagen sich einfach mit anderen, verprügeln sie, machen Sachen kaputt, andere gehen zum Boxen und lassen den Frust da raus.“ Ich frage: „Wurdest du auch zu Hause geschlagen?“ J1: „Ja, früher, aber jetzt nicht mehr.“ (Feldnotiz 19)

Es kann sein, dass „Gewalt in der Erziehung als Hintergrundfaktor für eine gewisse Normalität des jugendlichen Gewaltverhaltens“ fungiert (Lüter 2016: 106). Soziologisch gesehen ist Aggression als psychische Reaktion oder Störung allerdings wenig interessant, da psychische Störungen zwar mit dem sozialen Kontext zusammenhängen, allerdings nicht nur aus dem Kontext erklärt werden können. Außerdem würde es an unserem Ziel vorbeischießen, wenn wir versuchen würden, die Perspektive der Jugendlichen aus zugeschriebenen Pathologien zu interpretieren. Pathologie bemerkt sich ja genau dadurch, dass sie historisch und in Machtverhältnissen entwickelt wird. Kontext bestimmt, wann wir welches Verhalten wie kategorisieren. Damit ist nicht gesagt, dass es kein psychologisches Wohlbefinden gibt, oder dass es den Jugendlichen, die mit uns geredet haben, allen gut geht. Wir sagen damit nur, dass es in dieser Analyse nicht in erster Linie darum geht. Wir betrachten alle Gewalt und andere Delikte als soziale Phänomene – und werden zeigen, wie nah das an der Realität ist, die die Jugendlichen uns vermitteln.

Wir halten hier zunächst fest, dass wir von den Jugendlichen lernen können, dass sie Delikte, um an Geld zu kommen, von anderen (Straf)taten unterscheiden, und dass es in diesem Sinne aus ihrer Perspektive nicht so etwas gibt wie eine Kategorie „Jugenddelinquenz“. Man könnte sogar sagen, dass das einzige, was die Taten in dieser Box gemein haben ist, dass junge Menschen sie begehen. Aber erstmal ist nicht unbedingt klar, warum Jugend das zu unterscheidende Kriterium ist, um diese Taten in eine Kategorie zu nehmen – es sei denn, man nimmt die gesetzliche Lage, die Frage der Straf(un)mündigkeit, als Grundlage für das soziale Verstehen.

1.5 Aufbau

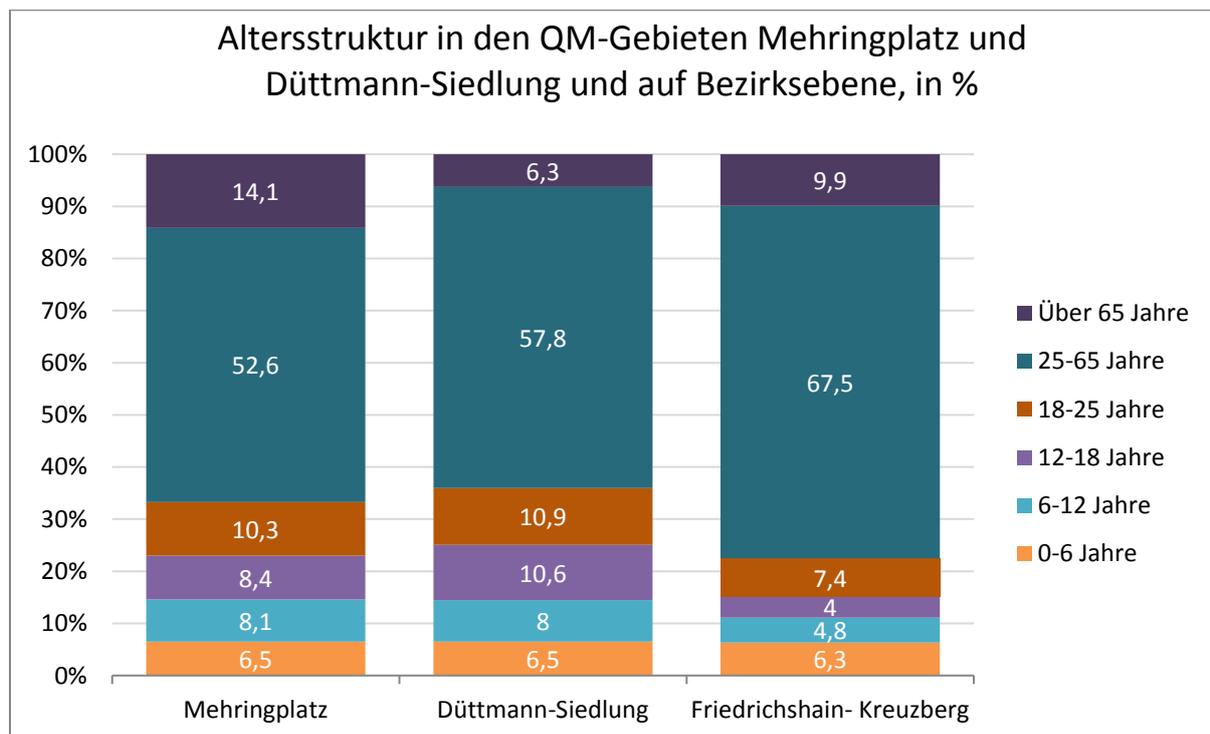
Nachdem das nächste Kapitel erstmal ein paar Kerndaten der beiden Siedlungen zusammenfasst, geht es in Kapitel 3 um das, was den Alltag am meisten prägt: Geld – da es nicht da ist. Dann sprechen wir den zweitwichtigsten Bereich an: Bildung – da es auch diesbezüglich an vielen Stellen fehlt. Im Soziologiejargon blicken wir in der Hinsicht auf den Zugriff der Jugendlichen auf ökonomisches und kulturelles Kapital. Daraus folgt, dass neben Schule und Ausbildungsplatz, sofern vorhanden, die Jugendlichen vor allem viel (und im Kontrast zur Schule auch gerne) in ihrem Kiez unterwegs sind. Wir besprechen in Kapitel 4 im Detail ihre praktische und symbolische Nutzung der Nachbarschaft. Anhand des Begriffs der „Public Familiarity“ zeigen wir, wie sie sich dort sicher fühlen und eine Komfort-Zone gestalten. Kapitel 5 zeigt, wie die Jugendlichen über ihre Erfahrungen mit anderen AnwohnerInnen, in anderen Stadtteilen und mit der Polizei erzählen. Diese Erzählungen sind von Narrativen von Rassismus und Exklusion geprägt. In Kapitel 6 fragen wir uns schließlich, wo die Jugendlichen sich momentan Unterstützung holen und welche Vorschläge sie haben, um ihre Lage zu verbessern. Im Anschluss fassen wir unsere wichtigsten Interpretationen der Erzählungen zusammen und formulieren ein Modell mit Handlungsempfehlungen.

2 Mehringplatz und Düttmann-Siedlung in Zahlen

2.1 Bevölkerungs- und Sozialstruktur

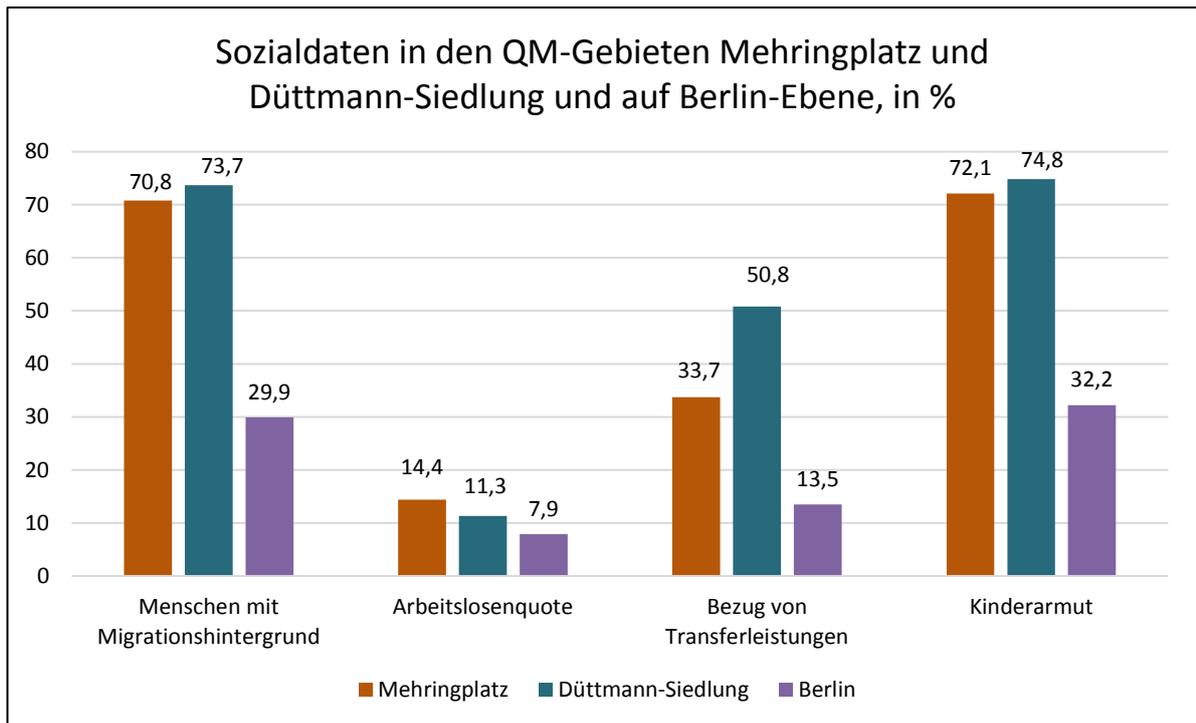
Der Mehringplatz (mit 5506 BewohnerInnen) hat einen hohen Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund: mit 70,8 % ist er mehr als doppelt so hoch wie der Berliner Durchschnitt (knapp 30 %). Bei Kindern und Jugendlichen sind es sogar 89,3 % (Monitoring Soziale Stadtentwicklung 2017). Unter den ausländischen BewohnerInnen sind die zwei größten Gruppen türkisch- bzw. arabisch-stämmig (QM Mehringplatz 2017: 7).⁹ Graphik 1 zeigt, dass hier verhältnismäßig viele junge Menschen wohnen: 33,3 % Prozent sind unter 25 Jahre alt. Das lokale Quartiersmanagement bemerkt, dass insbesondere „kinderreiche Familien mit migrantischen Wurzeln auf Seniorinnen und Senioren mit v.a. deutschen Wurzeln [treffen]“ (QM Mehringplatz 2017: 7).

Die 2966 BewohnerInnen der Düttmann-Siedlung sind ebenfalls jung und kinderreich. Hier sind 36 % unter 25 Jahre alt. Vor allem die Altersgruppen 6-12 Jahre und 12-16 Jahre liegen über dem bezirklichen Durchschnitt. Der Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund beträgt 73,7 %, wobei auch hier türkische und arabische Staatsangehörige am zahlreichsten unter der ausländischen Bewohnerschaft vertreten sind (QM Düttmann-Siedlung 2017: 3).



Graphik 1: Altersstrukturdaten im Vergleich (Mehringplatz, Düttmann-Siedlung, Friedrichshain-Kreuzberg)¹⁰

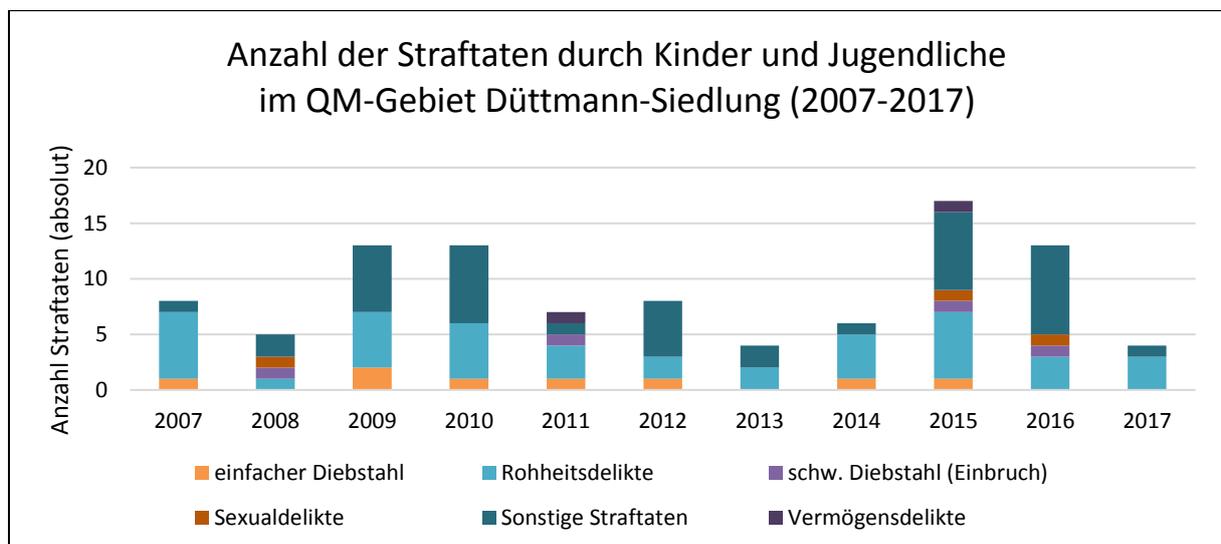
Die statistischen Daten des Amtes für Statistik Berlin-Brandenburg und des Monitoring Soziale Stadtentwicklung machen ersichtlich, dass die Untersuchungsgebiete stark benachteiligte Quartiere sind (siehe Graphik 2). Sowohl die Quoten der Transferbezüge und der Kinderarmut wie auch der Arbeitslosigkeit weichen deutlich vom Berliner Durchschnitt ab. Gerade die extrem hohen Werte der Kinderarmut (72,1% bzw. 74,8%) deuten auf die prekären Umstände hin, unter denen die jungen Menschen am Mehringplatz und der Düttmann-Siedlung aufwachsen.



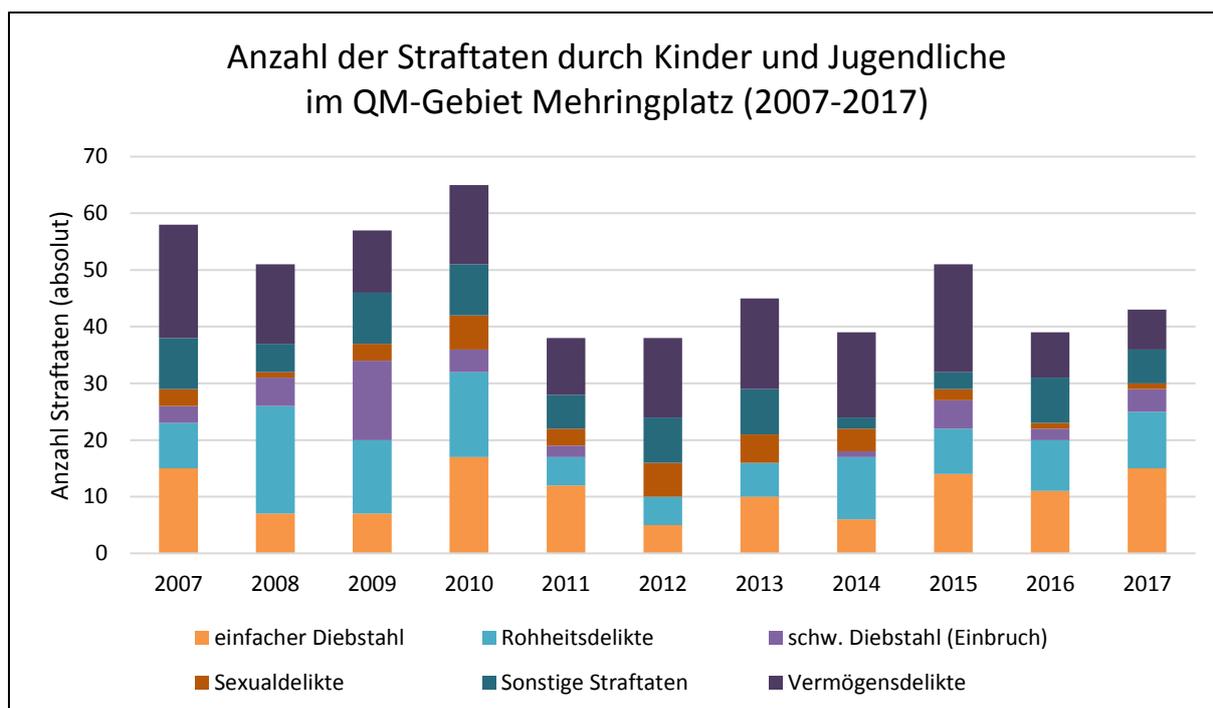
Graphik 2: Sozialdaten im Vergleich (Mehringplatz, Düttmann-Siedlung, Berlin)¹¹

2.2 Jugenddelinquenz aus statistisch-polizeilicher Sicht

Die Statistiken aus dem polizeiinternen System¹² zeigen für die vergangenen 10 Jahre, dass am Mehringplatz durch Kinder und Jugendliche begangene Straftaten tendenziell abgenommen haben. Jedoch sind sie nach einem Höchststand im Jahr 2010 (65 Delikte) relativ stabil nahe einer absoluten Straftatenzahl von 40 (siehe Graphik 4). Die polizeilich erfassten Straftaten durch Kinder und Jugendliche in der Düttmann-Siedlung zeigen, dass die Gesamtzahlen in der letzten Dekade stark schwankten und nach einem Hoch im Jahr 2015 (17 Delikte) wieder einen starken Abwärtstrend erfahren (4 Delikte in 2017) (siehe Graphik 3). Im Siedlungs-Vergleich ist diese überschaubare Statistik erfasster Straftaten am Mehringplatz differenzierter. Dort gab es beispielsweise häufiger Vermögensdelikte und einfachen Diebstahl in den vergangenen Jahren, während in der Düttmann-Siedlung eine auffällig hohe Zahl „Sonstiger Straftaten“¹³ (2015-2016) vorlagen.



Graphik 3: Straftaten durch Kinder und Jugendliche in der Düttmann-Siedlung (2007-2017)¹⁴



Graphik 4: Straftaten durch Kinder und Jugendliche am Mehringplatz (2007-2017)¹⁵

3 „Wenn jemand genug Geld hat, warum soll er kriminelle Sache machen?“

„Je weniger Geld eine Person hat, desto mehr neigt er dazu, kriminelles zu machen, ist einfach so. Wenn jemand genug Geld hat, warum soll er kriminelle Sachen machen? Weil kriminelle Sachen machen heißt Geld machen.“ (Jerome)

„Wenn man zu Hause nicht die reichsten Eltern hat, wie ich dir gesagt habe, hier bietet sich dann viel auf der Straße an. Wenn du kein Geld hast und du brauchst unbedingt Geld, dann sammelst du deine Gedanken und fragst dich, woran du am schnellsten Geld machen kannst, und unter Adrenalin machst du das einfach, dann holst du dir dein Geld so.“ (Malik)

„Ja, es ist scheiße. Aber wenn man irgendwann mal kein Geld hat, man chillt dann irgendwo, man ist halt richtig am Gammeln und was macht man? Man wird dann kriminell. Kriminell, weil man will Geld machen.“ (Emil)

3.1 Geld

Im Alltag dreht sich vieles um Geld. Für diejenigen unter uns, die Geld haben, muss das erstmal laut gesagt werden. Dass Diebstahl oder Vermögensdelikte durch Jugendliche mit Armut zusammenhängen könnte, sehen die Jugendlichen selbst so. Sie definieren ihre Gegend als arm oder lieber als „nicht reich“, und Leroy kritisiert so implizit den Gedanken der schönen Berliner Mischung und auch die Vorstellung der „Entmischung“:

„Sie sehen ja wie manche Menschen hier leben, wie manche Menschen in reichen Bezirken leben. Die meisten Menschen tun so, als ob es diese Spaltung zwischen den Menschen nicht mehr geben würde, obwohl wenn du's betrachten würdest, gibt's die immer noch. Die armen Menschen leben immer noch zusammen, zum Beispiel jetzt hier in Kreuzberg, hier sind ja die Menschen, die finanziell nicht so wohlhabend [sind]“. (Leroy)

In Kapitel 2 wurde klar, dass die Jugendlichen meistens in Armut leben. Auch wenn sich die soziale Lage der einzelnen InterviewpartnerInnen unterscheidet: Armut dominiert. Diese in Armut

lebenden Jugendlichen sehen zwar, dass es in der unmittelbaren Nähe immer mehr wohlhabende AnwohnerInnen gibt, erfahren dies aber vor allem als ein Risiko der Verdrängung durch Mietsteigerung – und nicht als eine Durchmischung, die das Leben positiv verändert.

Armut heißt Geldmangel. Die starke „Kulturalisierung“ der Armutsdebatte in den Medien neigt dazu, dies manchmal aus den Augen zu verlieren. Immer wieder war in unseren Gesprächen mit den Jugendlichen „Geld“ die Antwort auf die wichtigen Fragen. Neben wenig Geld verfügen sie zwar über Fähigkeiten, Wissen und Netzwerke. Doch was sie können und wissen, hat in der Schule und/oder bei der Jobsuche wenig Tauschwert. Die Zitate zeigen, dass die Jugendlichen selbst Kriminalität und Geldmangel verbinden. So erzählte Kerem, wie er sich immer wieder ein Fahrrad „ausgeliehen“ hat, als er jünger war. In seinen Worten sieht man sofort, dass er normativ reflektiert, und dass der Grund ein mondänes Verlangen nach sommerlichen Wind in den Haaren war:

„Ich hab viele Späße gemacht, zum Beispiel Fahrräder von meinen Nachbarn geklaut, aber immer wieder zurückgebracht. Ich hab alles immer so positiv gesehen, ob die es so positiv gesehen haben, weiß ich nicht.

[INT.: Ok, aber warum hast du sowas gemacht?]

Ich weiß nicht, zum Beispiel im Sommer bin ich immer mit dem Bus gefahren, mit dem Fahrrad zu fahren war immer so erfrischend.“ (Kerem)

Auch wenn man Geld von den Eltern bekommen kann, fühlt es sich nicht immer richtig an. So beschreibt Miro:

„Wir haben Geld bekommen, aber man mag es nicht so von den Eltern zu nehmen. Man weiß selber, die Eltern haben nicht so viel Geld. Zum Beispiel, ich würde jetzt 10 Euro bekommen, ich geb die 10 Euro für Scheiße aus. Unsere Eltern geben die 10 Euro für Essen aus. Man denkt nach so, wir haben früher so gedacht: Besser, wir machen unser Geld anders, um unseren Spaß zu haben, als von unseren Eltern Geld zu nehmen.“ (Miro)

Es folgt also, dass Geldbeschaffung eine Notwendigkeit sein kann, die zu Delikten führt. So lernen wir von Malik, dass diese zwar „kriminell“, aber dennoch „nicht schlimm“ sind: ein Überfall als Versuch zum Glück, wenn man sonst nicht weiß wohin. Dass diese Tat „nicht schlimm“ ist, deutet auf eine Ambivalenz, die wir im nächsten Kapitel immer wieder vorfinden werden. Eine starke normative Normalität der Jugendlichen (davon, was moralisch als „richtig“ begriffen wird) stößt immer wieder mit der situativen Normalität, die sie im Alltag erfahren, zusammen:

„Für mich, wenn jetzt nur da ein Überfall stattfindet, wäre es kein Problem für mich (lacht), soll er durchziehen bis zum Ende. Wenn er es schafft, dann schafft er es, wenn nicht, dann nicht. Man wünscht ihm, man gönnt ihm, dass er es schafft, weißt du was ich meine? Weil, keine Ahnung, vielleicht hat der Junge Geldnot, wirklich so, weißt du, vielleicht kommt er nicht anders an Geld ran und so. Jeder probiert doch mal irgendwann sein Glück. Du kannst nie wissen, wann du kein Geld hast in deinem Leben. Du bist wirklich in dieser Geldnot und dann kommen in deinen Kopf diese Gedanken und dann ziehst du auch durch, weißt du was ich meine? Also du kannst nie wirklich sagen, dass du sowas niemals machen würdest, weil vielleicht kommt irgendwann mal dieser Tag, wo du sagst ‚okay, okay, ich brauche dieses Geld unbedingt, ich habe einen sicheren Plan, ich mache das jetzt‘. So, das sind deine Gedanken, die dann da spielen. Deswegen, für mich ist das nicht schlimm. Es ist zwar kriminell, aber es ist nicht schlimm.“ (Malik)

Wo Geld fehlt, fehlt oft auch eine angemessene Wohnung. Wenig Platz schränkt ein und verursacht Stress, wie Leroy verdeutlicht:

„Das ist ja auch so stressig, acht Familien[mitglieder] in einer Zwei-Zimmer-Wohnung. Und wenn einer Streit hat, dann bekommst du immer alles mit, das wirkt sich auch auf dich aus und dann bist du gestört. Oder willst lernen, aber einer redet da die ganze Zeit, weil du hast keinen Ort für dich sozusagen. (...) Das stört immer wieder, du bist unkonzentriert und das wirkt sich später mal auf dich aus, du bist gestresst. Stress macht dich halt irgendwann krank.“ (Leroy)

Außerdem steigen die Mieten, ein Thema, das auch diese jungen AnwohnerInnen beschäftigt. Zu unserer spielerischen Frage, was man machen würde, wenn man im Quartier was zu sagen hätte, erklärte Leroy:

„Zuerst mal würde ich die Mieten senken. (...) [D]ie meisten Eltern rufen meine Mutter an: ‚Ist bei euch auch die Miete erhöht worden?‘ Sonst ist nie ein Problem hier. Die steigen ja immer wieder, dann würde ich das machen, damit die Eltern auch aus der finanziellen Krise bisschen rauskommen können. Das wäre ein Stressabbau für die Eltern, dann lassen die Eltern weniger Stress an den Kindern aus, die Kinder haben draußen weniger Stress.“ (Leroy)

Stress – zu Hause, in der Schule – macht ruhig bleiben zur Herausforderung. Armut verursacht Stress, da es Träume zerstört und Ungleichheit tief erfahren lässt. Armut verursacht Stress, da die Erwachsenen mit den vielen Fragen, die mit dem Alltag in Armut zusammenhängen, beschäftigt sind, und nicht unbedingt nur mit der Frage, wie es einem geht. Armut kann auch mit häuslicher Gewalt und Gewalterfahrungen korrelieren, auch wenn KriminologInnen uns nicht sagen können, wie genau dieser Zusammenhang sich gestaltet.¹⁶ Menschen die arm sind, sind zudem öfter krank, haben öfter dauerhafte Gesundheitsprobleme, kämpfen öfter mit Schulden (siehe Hradil 2006; Klein et al. 2002).

Jugendliche in armen Familien sind deswegen oft relativ auf sich allein gestellt. Die Interviewpartner erklären uns, dass sie zwar einerseits Familie extrem wichtig finden, andererseits sich selbst als Belastung für ihre Eltern verstehen. Wir lernten einen Jugendlichen kennen, kurz bevor er in den Jugendstrafvollzug musste. Ein Jugendsozialarbeiter fragte ihn, wie die Situation zu Hause ist (aus Feldnotiz):

Der junge Mann: „Mein Vater ist voll fertig. Der arme Mann sitzt morgens in seinem Sessel und raucht 30 Zigaretten hintereinander“ – er fährt fort wie sein Vater leidet, weil er so viel „Scheiße“ baut, dass er deswegen Diabetes bekommen hat. (Feldnotiz 14)

Gerade die weniger angepassten Jugendlichen, die straffällig geworden sind, möchten eigentlich vermeiden, ihren Eltern zur Last zu fallen. Fredi, dessen Eltern getrennt leben, schildert wie seine Mutter und sein Vater mit seinen Arrest umgegangen sind:

„Meine Mutter hat dann irgendwann, als ich in Arrest war, ist ja nur Arrest eigentlich, ist ja nix schlimmes, aber da hat meine Mutter schon geweint. (...) Und stell dir vor ich lande jetzt in U-Haft. Und dann weiß sie erstmal gar nicht, wann mein Termin ist, wieviel ich kriege und so, dann würde sie richtig kaputt sein, deshalb mach ich nix mehr. (...) Natürlich reden wir, äh so, [mein Vater] unterstützt mich auch sehr viel, er hat auch mit mir geredet, dies, das, er hat mich aber noch nie geschlagen. Er redet nur mit mir, angeschrien hat er auch, sehr viel, so. Er meint das lohnt sich alles nicht und so. Aber er ist stark bei sowas.“ (Fredi)

Manche der Jugendlichen sagen, dass sie bewusst nicht mit ihren Eltern über kriminalitätsbezogene Probleme sprechen möchten, um sie nicht zu belasten. Dabei werden manchmal Geschwister zu Ratgebern, wie bei Miro:

„[INT.]: Hast du eigentlich so Vorbilder? So jemand, wo du sagst, das ist mein Vorbild?

Mein großer Bruder, er ist das Gegenteil von mir. (...) Er hat immer, wo ich mit Polizei nach Hause gebracht wurde, er hat sich jedes Mal mit mir hingestellt und hat mich gefragt, warum ich sowas mache. Er hat gesagt, konzentrier dich auf deine Schule.“ (Miro)

Der nicht auffällig gewordene Bruder ist Miros Vorbild: auch hier zeigt sich ihre normative Normalität von einem Leben, in dem man nicht „sowas“ macht, das zur Fahrt im Streifenwagen führt. Das Vorbild für Miro ist „das Gegenteil“ von ihm selbst.

Für manche Jugendlichen kommt erschwerend hinzu, dass der Aufenthaltsstatus der Eltern oder anderer Familienmitglieder nicht geklärt ist, wobei eine Duldung zu einer „behördlich verordneten Perspektivlosigkeit“ (Stahl 2014: 227) führt, wie Stahl in seiner Analyse der Entstehungsgeschichte von Kriminalität unter arabischen Familien in Berlin beschreibt. In den 1980er und 1990er Jahren kamen viele libanesischen, palästinensischen und kurdischen Familien als Bürgerkriegsflüchtlinge nach Deutschland. Da sie in vielen Fällen als Staatenlose galten, verlängerten die Behörden ihren Duldungs-Status über Jahre immer wieder. Solche strukturellen Bedingungen erschwerten die Integration vieler Familien in eine Gesellschaft, „die sie als Flüchtling aufgenommen, aber nie als Bürger akzeptiert hat und ihnen finanzielle Selbstständigkeit verwehrt. Und darüber hinaus können sie die Bedürfnisse ihrer Kinder oft nicht finanzieren“ (Stahl 2014: 40).

Die kriminellen Strukturen unter solchen Familien mit arabischem Migrationshintergrund sind – so argumentiert Stahl (2014) – erst hierzulande entstanden, und nicht, wie die Mainstreammedien und politischen Akteure es manchmal darstellen, nach Deutschland importiert worden. Der starke Zusammenhalt in der Familie ermöglicht die Umwandlung von sozialem Kapital in ökonomisches Kapital, da Familienwerte in informelle Arbeitsverhältnisse, wie in kriminellen Verbänden, verwoben werden können, wo Arbeitsverträge oder andere formale Beziehungen nicht möglich sind. ExpertInnen vom Quartiersmanagement und dem Nachbarschaftstreff berichteten von Familien in der Düttmann-Siedlung mit derartigen Problemen (aus Feldnotiz):

„Wenn hier Familien seit 25 Jahren mit Duldungs-Status leben, keine Arbeitserlaubnis haben und sich nichts daran ändert, dann ist das doch kein Zustand! Daraus lassen sich viele der Probleme hier erklären.“ (Feldnotiz 20)

Auch im Experten-Interview erklärte der Polizei-Vertreter:

„Machen wir uns nichts vor, die Jugendlichen, die eine Duldung haben, keine Arbeitserlaubnis haben, die haben miserable Zukunftsaussichten. Weil was soll ich denen geben? ‚Ey, pass in der Schule auf, kriegst einen guten Job.‘ – ‚Äh nein, darf nicht.‘“ (Experte I)

Die gesellschaftliche Teilhabe wird also durch Armut erschwert und ein Duldungs-Status grenzt Perspektiven weiter ein. Armut erschwert den Alltag, verursacht Stress und erschwert Schulleistungen. Da kann man natürlich sagen, da sollten die Jugendlichen sich doch selbst mal um einen Nebenjob kümmern. Sofort sieht man aber, warum das für männliche Jugendliche mit Migrationshintergrund nicht unbedingt einfach ist. Manche Jugendliche sind zu jung, um selbst arbeiten zu dürfen. Das Arbeitsverbot für Jugendliche geht davon aus, dass Eltern finanziell in der Lage sind, ihre Kinder ausreichend zu unterstützen. Dies stammt aber aus einer Zeit ohne Handys, ohne Spielkonsolen, ohne kostenpflichtige Freizeitvergnügungsparks und ohne eine stark auf Konsum orientierte Jugendkultur.

Nebenjobs sind schwer zu bekommen. Gerade bei Nebenjobs gibt es überhaupt keine transparenten Bewerbungsverfahren, keinen formal geregelten Arbeitsmarkt. Ferner hängt alles von sozialen Beziehungen ab. Ein Mädchen aus Lichterfelde, das in der Schul-AG einen Babysitter-Kurs macht und in einer Gegend wohnt, wo alle Nachbarn sich eine Babysitterin leisten können, um Abends mal auszugehen, kann sich ohnehin schon über üppiges Taschengeld freuen und hat zusätzlich relativ einfache Optionen, das Taschengeld aufzustocken. Das ist bei den Jugendlichen aus unserer Studie nicht der Fall. Aber auch ältere Heranwachsende stellen fest, dass Job-Chancen gering sind. Sie erfahren Diskriminierung. So unterhielten sich mehrere Jugendliche am Mehringplatz mit uns (aus Feldnotiz):

„Wir sehen wie Kriminelle aus! Die halten uns für Verbrecher. Genauso bei Bewerbungen. Wenn du und ich uns auf den gleichen Job bewerben würden und wir hätten das gleiche Zeugnis, sie würden dich nehmen. Ich habe so viele Bewerbungen geschrieben, manchmal habe ich sogar extra kein Foto abgegeben, damit sie mich wenigstens zum Bewerbungsgespräch einladen.“ (Feldnotiz 18)

So ergibt sich das Bild, das auch Stahl (2014) auf Basis seiner langjährigen Recherche in Neukölln skizziert: „Kriminell sind vergleichsweise wenige in dieser Welt, auch wenn sie das Bild in der Öffentlichkeit prägen. Das Gefühl, nicht dazugehören zu dürfen, gibt es dagegen überall in Neukölln“ (Stahl 2014: 12). Eine ähnliche Erfahrung schildert auch Mesut, der nach dem MSA einen Job suchte:

„Weißt du, ich war auch bei so einer Maßnahme, Bewerbungshilfe. (...) Keine Ahnung, ich weiß nicht ob des daran liegt, dass ich so nur mein MSA hab oder sonst was, aber auf jeden Fall, egal wo man sich bewirbt, wird man nie, wird man nicht angenommen. Du versuchst da, da, da, man wird nicht angenommen. Das ist einfach scheiße so. (...) Ich weiß nicht, ob des daran liegt, dass ich nur mein MSA habe oder dass ich Ausländer bin oder sonst was.“ (Mesut)

Auch die Nachbarschaftsbeauftragte und SozialarbeiterInnen der Düttmann-Siedlung berichteten von Fällen, in denen Jugendliche aufgrund ihres ausländisch klingenden Nachnamens bzw. der Zugehörigkeit zu einer sogenannten arabischen Großfamilie keine Chancen auf eine

Ausbildungsstelle bzw. Job hatten (Feldnotiz 5). In diesem Zusammenhang argumentiert auch der Experte vom Jugendamt:

„Wofür ich dann auch plädiere: Gerade wenn man Ausbildungsplätze sucht, müsste es anonymisiert sein. So den Lebenslauf ohne Namen, ohne alles. Dann gibt's die Erfahrung, wenn dann ein türkischer Name ist oder sowas, die kriegen entweder keine Antwort oder eine Ablehnung. (...) Häufiger, als wenn man Müller heißt.“ (Experte II)

Wenn es schon auf der untersten Sprosse der Arbeitsmarktleiter nicht gelingt, dann muss das Geld halt irgendwie anders besorgt werden, um die Erfahrung der Ausgrenzung zu reduzieren, wie im folgenden Gruppeninterview mit drei volljährigen Jugendlichen betont wurde:

„[P1]: Viele Familien haben auch nicht so viel Geld, das die den Kindern geben können: Dadurch wird man halt bisschen auch kriminell, gerät in die schiefe Bahn. (...) Wenn du von deinen Eltern kein Geld kriegst und nicht mal draußen essen gehen kannst, heißt es einfach, du musst einen anderen Weg oder Mittel finden, um etwas Geld ranzuschaffen, auch im jungen Alter ist es so. Und da fühlt man sich irgendwie ausgegrenzt, wenn der eine jeden Tag draußen essen kann und du hast vielleicht einmal die Woche die Möglichkeit überhaupt was draußen zu essen, und auch wenn nur 'ne Kleinigkeit. Dann findet man Mittel und Wege, um irgendwie an Geld ranzukommen. Und dann gerät man auch manchmal in die schiefe Bahn.“ (Gruppeninterview 2)

3.2 Bildung

„Viele Leute wundern sich auch, warum zum Beispiel die Jugendlichen manchmal auch gar keine Ausbildung mehr machen wollen. (...) Das Ding ist, die versuchen uns anzupassen, wir versuchen uns Mühe zu geben, aber das reicht manchmal nicht (...). Die Leute wollen es auch nicht verstehen, dass wir es versuchen, die geben uns gar keine Chance, und wollen gar nicht erst zulassen, dass wir uns verändern wollen und so weiter. Wir können uns so gar nicht verändern, wenn die Leute die ganze Zeit uns auslachen und sagen, ‚hä, ja hier, die Grammatik stimmt nicht‘ und so weiter. Ist doch normal. Wenn du in so einer Schule aufwächst, wo es wirklich nur Streitereien gibt, wo dem Lehrer nicht zugehört wird und so weiter, ist doch klar, dass da, du kannst so gut aufpassen wie du willst, der Unterricht wird nicht laufen. Und das vergessen die Leute.“ (Serdar)

Die faktischen Beschränkungen der Schulen, für alle Jugendlichen einen effektiven Lernort zu schaffen, gelten als ein Risikofaktor, der Jugenddelinquenz verstärken kann. Dass Jugendliche mit Migrationshintergrund im Bildungssystem mit einer verstärkten Benachteiligung konfrontiert sind, ist durch diverse Studien belegt (siehe Karayaz 2013: 102; zur Nieden und Karakayali 2016; Kuhn und Mai 2016). Teilweise ist diese Benachteiligung direkt durch die Voraussetzungen der schulischen Kompetenzen, die man mitbringen muss, um mithalten zu können, spürbar. Das trifft auf Schule und Ausbildung zu, wie Serdar erklärt. Er hat seine Ausbildung bei der Polizei abgebrochen:

„Ich war bei der Polizei, halbes Jahr lang. Das Schlimmste war, die Fehler habe ich bei mir gesucht, aber die Fehler waren gar nicht bei mir. Ich hab sie ständig bei mir gesucht, 'was mache ich falsch?'. Ich habe die Wörter nicht verstanden, weil ich so aufgeregt war, ich war echt aufgeregt. Die Leute stellen mir die ganze Zeit Fragen, ich verstehe nichts, und mir wurde diese Art von Grammatik und so, die wurde mir nicht beigebracht, so Wörter, die ich noch nie in meinem Leben gehört habe. Dann fragt man sich gar nicht, ‚hä, die müssen dir das länger beibringen als den anderen, hä man, die kommen alle aus einer Familie, wo die wirklich alles beibringen, alles beigebracht wird in den Schulen‘. Bis heute habe ich keine Ahnung, wie gesagt, wie das mit den Steuern geht und so. Das hat mir keiner beigebracht! Das ist echt krass. Ich bin 18 Jahre alt, und das hat mir keiner beigebracht. Und der, der weiß es schon mit 13, 12. Das muss man sich mal denken. Weißt du, vielleicht liegt es nicht an den Kindern, sondern an den Leuten, die es beibringen, und die einem nicht die Chance geben wollen, dass sie sich mal weiterentwickeln und so weiter. Und dafür können wir sehr viel Ehrgeiz beweisen, das kann ich sagen. Wir haben hundertmal mehr erreicht, wenn wir jetzt was haben wollen, wir strengen uns viel mehr an als die, ja. Das hab ich jetzt gelernt.“ (Serdar)

Serdar weist auf die Ungleichheit hin, die sich in fast allen schulischen Erfahrungen, von denen die Jugendlichen erzählt haben, in der einen oder anderen Form wiederfindet. Und er bringt die Diskrepanz zwischen dem Gelernten – seinem Habitus – und dem in der Ausbildung Erwarteten –

als selbstverständlich oder *Doxa* angenommenem Habitus – genau auf dem Punkt. Diese *Doxa* wirkt gegen diejenigen, die explizit normkonform in ihrer Beziehung zu Bildung stehen, und gegen diejenigen, die eher kritisch gegenüber formaler Bildung stehen. Weniger angepassten Jugendlichen wird nicht selten pauschal unterstellt, dass sie kein Interesse an Schule und Ausbildung haben. Die Jugendlichen berichten das Gegenteil:

„Arbeit und Ausbildung, darüber sprechen die Jungs schon manchmal. Auf jeden Fall, Arbeit, Ausbildung, auf jeden Fall einen Abschluss hinzukriegen und irgendwo reinzukommen. Aber ich weiß nicht, ob das [Durchschnittsvermögen] da ist, weil sie schon gewohnt sind, einfach auf den Tag zu leben. Aber die Jungs wollen natürlich auf jeden Fall arbeiten gehen.

[INT.: Denkst du, dass es da auch mehr Unterstützung geben sollte? Also, bei Fragen von Ausbildung und Beruf.]

Auf jeden Fall ja, aber auch über Probleme glaube ich... Aber das ist sehr schwer, man muss erstmal dem Menschen vertrauen können, um sich zu öffnen und das ist eher schwer.“ (Sami)

Durch das Wiederholen von „auf jeden Fall“ unterstreicht hier Sami die Wichtigkeit des Themas für ihn und seine Peers. Ferner deutet er auf Probleme im Bildungsbereich hin, über die uns auch andere Jugendliche berichteten:

„[INT.: Wenn ich dich jetzt frage, was braucht ihr denn, ihr Jugendlichen hier, damit es euch besser geht und damit ihr nicht in die Kriminalität abrutscht, was wär das?]

Schöner Job, also auf jeden Fall so Arbeit, auf jeden Fall. Aber keiner hat hier irgendwas, keiner hat hier einen Abschluss. Ich hab auch keinen Abschluss, meine zehn Jahre Schule umsonst gemacht, wie ich sie so sehe. Ja, ich hab auch nix.“ (Leo)

Die fehlenden Schulerfolge von Jugendlichen, wie im Fall unserer Interviewpartner, werden in öffentlichen Diskursen oft durch das „bildungsferne Elternhaus“ erklärt.¹⁷ Es fällt auf, dass etwa in der niederländischen, französischen oder englischen Sprache kein äquivalentes Wort dazu existiert. Wir haben im Experteninterview mit dem Jugendamt nachgefragt, was man unter bildungsfernen Eltern verstehen konnte:

„Es heißt nicht, die haben keinen hohen IQ. Für mich bedeutet bildungsfern, die haben kein Interesse an Bildung, das ist für die nicht wichtig oder zu anstrengend, Bildung zu erwerben. Und wenn ein Elternteil oder Eltern sagen: ‚Ich hab auch keinen Beruf gelernt und guck mal, bin auch da‘ oder sowas, ‚brauchste nicht‘ oder ‚interessiert mich nicht mit deinen Schulen‘, dann färbt das auf die Kinder ab. [...]

[INT.: Ist es jetzt so, dass wir wissen, dass die Eltern das sagen: ‚Warum sollst du studieren, du kannst ja auch dein Geld so verdienen wie ich‘ – wissen wir das oder ist das eine Vermutung?]

Also für mich ist es kein Wissen, ich hab mit keinen Eltern gesprochen. (...) Es ist Hörensagen, aber eigentlich nicht nur von einer Person, sondern immer wieder von verschiedensten Leuten, Mitarbeitern. Ich hab’s auch nicht von den Jugendlichen gehört. Aber von verschiedensten Mitarbeitern. Wir können die alle vermuten, aber ich denke, die Mitarbeiter in den Einrichtungen oder die direkt mit Jugendlichen zu tun haben, könnten das wissen.“ (Experte II)

Der Experte des Jugendamts weist also darauf hin, dass er zumindest nicht aus eigener Erfahrung bestätigen kann, dass es tatsächlich so viele „bildungsferne“ Eltern gibt, wodurch man die großen Zahlen der Jugendlichen ohne Schulabschluss erklären könnte. Da muss also mehr los sein. Vielleicht ist sogar die offenbar breit geteilte Vorannahme – dass Eltern, die sich nicht in der Schule zeigen, nicht an Bildung interessiert sind –, eine voreilige Interpretation des Eltern-Verhaltens, ohne dass wir aufmerksam genug zugehört haben, welche Gründe diese Eltern selbst formulieren.¹⁸ Denn genauso wie die Jugendlichen betonen, dass Bildung ihnen wichtig ist, betonen sie auch, dass sie ihren Eltern wichtig ist:

„Also meine Eltern, also ich habe sehr gute Eltern, kann ich sagen, das weiß die ganze Nachbarschaft, das wissen auch meine Jungs. Meine Mutter stand schon seit dem Kindergarten hinter mir (lacht), bei mir wurde schon früh ADHS diagnostiziert. (...) Meine Mama war immer hinter mir, immer, mein Vater ist auch ein sehr guter Mann, aber er war immer arbeiten, hat trotzdem immer versucht. Die Liebe zwischen mir und ihm, also das ist diese Familie- dieses Familienfundament hatte ich immer.“ (Sami)

Sami vergleicht sich dann mit Freunden, die diese Unterstützung nicht bekommen, da die Eltern zwar „bestimmt für jede Tochter oder für jeden Sohn das gleiche möchten“ wie seine Eltern, dass „sie Schule machen, dass sie einen Abschluss machen“, allerdings sind auch da Ressourcen auf der Seite der Eltern notwendig. Er zeigt uns, dass Armut dann mehr ist als nur Geldmangel, und Bildungsferne eine Erfindung für Außenseiter:

„Die meisten Eltern sprechen nicht mal Deutsch, da können sie nicht mal zu einem Elternabend gehen oder so, die wissen nicht mal was Sache ist in der Schule. Die Eltern fragen und der Sohn sagt oder Tochter sagt: ‚Alles läuft gut.‘“ (Sami)

Dass Jugendliche, für die die Schule nicht funktioniert, ihren Eltern am liebsten nichts erzählen, ist ja nichts Ungewöhnliches. Für manche Jugendlichen gibt es zu Hause dafür Stress:

„Das ist manchmal so, dass meine Eltern halt auf mich sauer sind, wenn ich kein gutes Zeugnis hab und so. Dann sagen die zu mir, ich soll mich mehr anstrengen, zuhause bleiben, bisschen mehr lernen, mir mehr Zeit nehmen. Von der Siebten bis zur Zehnten – bis zur Neunten war es nicht so gut, Zehnte kam auch halt nur 2,9 raus. Und dann musste ich die Zehnte wiederholen, damit ich irgendwie mein Abi mache, ich hatte meine E-Noten nicht, dann hab ich halt mehr gelernt und so, dann ging's.“ (Aziz)

Bei Aziz hat es geklappt – anderen gelingt es nicht. Bildung wichtig zu finden reicht alleine offenbar nicht aus. Dass Eltern über den Zugang zur Schule verfügen und die institutionelle Logik so bespielen können, dass sie von LehrerInnen die Aufmerksamkeit für sich und ihr Kind organisieren, ist, wie soziologische Studien ausführlich belegt haben, von der sozialen Schicht abhängig (u.a. Mecheril et al. 2016). Wie effektiv man seine Interessen in einer Schule für seine Kinder umsetzen kann ist, mit anderen Worten, erneut eine Frage von sozialem und kulturellem Kapital. Damit ist wiederum nicht gesagt, dass die Eltern von diesen Jugendlichen keine Fähigkeiten oder Ressourcen haben. Allerdings ist der „Match“ zwischen dem Habitus der Eltern und dem institutionellen Habitus der Schule problematisch. Dass sogenannte „bildungsferne“ Eltern ihre Kinder nicht zur Ausbildung bewegen wollen/können, ist eine oftmals falsche Annahme, wie auch Kerem uns zeigt:

„Also mein Vater, er hatte damals sehr Glück gehabt, als er von Libanon nach Deutschland gekommen ist. Er hat leider keinen Abschluss bekommen, es hat eine Note gefehlt, aber er hat eine Firma eröffnet, die ist zum Glück jetzt erfolgreich. Er meinte immer: ‚mach einfach Schule, damals hatte ich nicht die Chance, du hast jetzt die Chance, versuch das Beste‘. Sie erziehen sechs Kinder in einer Drei-Zimmer-Wohnung und die wollen nur das Beste für uns.“ (Kerem)

Bildung wertzuschätzen führt also nicht von alleine zum Bildungserfolg. Dass man Bildung wichtig findet, heißt auch noch nicht, dass man Bock auf Schule hat. Die Jugendlichen erwähnen in ihren Darstellungen sehr oft, dass sie „Scheiße gebaut“ haben. Vor allem sprechen sie über die „Scheiße“, die sie gebaut haben, die sie selbst sehr wohl so verstehen, und wofür sie sich individuell verantwortlich machen. Hätten sie sich besser verhalten, hätten sie nicht so viele Probleme. Allerdings lernen wir, wenn wir ihnen genauer zuhören, auch, dass diese Internalisierung der Problemlage als individuelle Sache sehr wohl mit strukturellen Problemen verbunden ist. Die Jugendlichen ziehen sich nicht pauschal aus der Verantwortung für ihr Verhalten zurück. Gleichzeitig spiegelt sich in ihren Aussagen, dass eine – bei Fehlverhalten greifende – institutionelle Logik Teil des Problems werden kann. Beispielsweise wenn ein Jugendlicher aufgrund von besonders auffälligem Verhalten als „nicht beschulungsfähig“ gilt und in der Folge der Schule verwiesen wird. Aus den Erzählungen der Jugendlichen ist uns aufgefallen, dass ein Schulverweis eine allgemein verbreitete Sanktion zu sein scheint. Auch ist bemerkenswert, wie uns die Experten in den Interviews signalisierten, dass bei Netzwerk-Runden, wo über individuelle Problemfälle von Jugendlichen gesprochen wird, wie etwa der Schulkonferenz, die Experten, die diese Jugendlichen schon lebenslang begleiten, nämlich die Eltern, gar nicht selbstverständlich mit an den Tisch geholt werden.

Schulen sind offensichtlich nicht immer in der Lage, ein Umfeld zu schaffen, in dem Jugendliche positive Erfahrungen mit Bildung und Wissenserwerb sammeln können. Man kann sehr wohl lernen wollen, aber die Schule trotzdem ablehnen. Die Bildungslandschaft in Berlin umfasst wenig individuelle Förderung oder Projektarbeit und vermittelt kaum (oder nur sekundär) die Fähigkeit

des selbstständigen Lernens. Im Fokus stehen – in Form eines Frontalunterrichts – eher die Vermittlung von Rechtschreib- und Rechenregeln sowie die Fähigkeit des Schönschreibens, auch bei Menschen, die später nie wieder einen Füller in die Hand nehmen werden. Hausaufgaben werden oft als Disziplinierung eingesetzt und so zum Alptraum für Kinder ohne Unterstützung zu Hause. Gerade die Mütter mit sechs Kindern in einer Zwei-Zimmer-Wohnung können vielleicht nicht unbedingt die Hausaufgaben mit dem Kind erledigen – ganz abgesehen von denen, die in schlecht bezahlten Jobs mit unregelmäßigen Arbeitszeiten arbeiten müssen. (Wir sehen sie nicht, wenn wir ins Büro, die Arztpraxis oder die Bank kommen, wo alles sauber geputzt ist, aber sie waren da!). Obwohl WissenschaftlerInnen schon oft belegt haben, dass das System von Hausaufgaben kaum zur Verbesserung der Schulleistungen führt, wird es in Berlin als Doxa (das, was nach Bourdieu für so natürlich gehalten wird, dass es nicht zur Diskussion gemacht werden kann) gesehen und nicht öffentlich diskutiert. Bevor man die Motive der Jugendlichen, ihre Schule abzubrechen, in den Mittelpunkt der Diskussion stellt, muss man laut sagen, dass dieses System einen Mittelschicht-Bias hat. Nicht die Eltern sind bildungsfern. Die Schule ist fern für die Eltern und Jugendlichen, für die die strukturellen Voraussetzungen nicht gegeben sind, um die Arbeit, die seitens der Schule von zu Hause erwartet wird, zu leisten.

Besonders schwierig wird die Lage von Jugendlichen, wenn sie von der Schule verwiesen werden oder nicht mehr regelmäßig hingehen. Die Erfahrung machen vor allem Jugendliche, die straffällig geworden sind. Sie merken in der Schule, dass sie dort nicht nur als SchülerInnen gesehen werden, sondern dass das, was außerhalb des Unterrichts passiert, in ihre Position mit einfließt. Malik hat ein Abgangszeugnis bekommen, möchte aber seinen MSA nicht nachholen, obwohl ihm gleichzeitig bewusst ist, dass er diesen Abschluss für eine Ausbildung braucht:

„Die meisten haben keinen Bock auf Schule, wie gesagt. Mit den Lehrern und was weiß ich was, weil alle so dann angesehen werden, als keine Ahnung was, als Krimineller und was weiß ich was, als Störenfried. Das ist schon so, man hat kein Bock auf Schule wirklich.“ (Malik)

Jugendliche erzählen von LehrerInnen, die ihnen wenig Vertrauen zeigen, dass sie in der Lage sind, einen Abschluss zu machen. Gerald versucht seine Berufsbildungsreife (BBR) an einer neuen Schule nachzuholen, nachdem er aus seiner ehemaligen Schule rausgeworfen wurde:

„[INT.: Wie würdest du jetzt deine Chancen auf diesen Neuanfang in der Schule einschätzen? Also, glaubst du, dass du das schaffst, wie fühlst du dich so in der Schule gerade?]

Also...Ich fühle mich in der Schule gut. Aber, puh, wie soll ich sagen, ich bin halt der einzige Junge und ich kann mich halt gut konzentrieren jetzt. Aber die Sache ist, ich will irgendwie nicht, aber ich muss es für mich selber machen. Und, ja, was soll ich sagen, meine Lehrer meinten zu mir, ich habe halt keine Chance, also ich werde es nicht schaffen.

[INT.: Das sagen die so direkt?]

Ja, dass ich es nicht schaffen werde und ich halt nicht gut stehe und ja.

[INT.: Und wie fühlst du dich damit, wenn dir die Lehrer so etwas sagen? Weil das klingt ja nicht so motivierend, wenn die das sagen?]

Ja, das fühlt-, wenn die Lehrer es mir sagen, fühle ich mich schon scheiße. Weil die sagen es mir ja schon, obwohl sie es eigentlich nicht machen sollten. Obwohl sie sagen sollten: ‚komm, kannst du noch schaffen, mach was draus‘. Aber die geben mir einen ganz schlechten Eindruck. Und, ähm, wenn die es mir schon so sagen, weiß ich halt, dass ich es auch nicht schaffen werde, und ich halt jetzt versuche irgendwo zu arbeiten und dann einfach die Schule abbreche, weil es sowieso keinen Sinn mehr hat. Und jetzt nebenbei bereue ich selber, was ich gemacht habe früher.“ (Gerald)

Es gibt Fälle, wo Jugendliche mit Arrest-Erfahrung in einem gesonderten Format außerhalb des gewöhnlichen Schulkontextes einen Abschluss machen. Fredi war von seiner Schule geflogen, saß zwischenzeitlich wegen verschiedener Delikte in Arrest und bekommt nun Einzelunterricht. Er erzählt von Isolation und wünscht sich in einen gewohnteren Schulalltag zurück zu kehren, wo er es diesmal besser machen würde:

„Also ich hab zur Zeit keine richtige Schule, ich geh nur zwei Mal in der Woche für zwei Stunden. Aber ich will jetzt auch wieder auf eine richtige Schule gehen. (...) Meine Schule hat mich rausgeworfen. Die wollen nichts mit mir zu tun haben, deshalb haben die mich in so ein Projekt geschickt, ich muss immer zur [Straßenname], Einzelunterricht ist das. (...) Zwei Stunden in der

Woche so. (...) Ich hab zu viel Scheiße gebaut einfach. Ich hab Lehrer beleidigt, dies, das und so. Bereu ich. (...)

[INT.: Und jetzt hast du Einzelunterricht, wenn ich das richtig verstanden habe?]

Gefällt mir gar nicht. (...) Also gefällt mir grad nicht, dass ich alleine bin und Unterricht mache. Ja, (...) angeblich wollten, wollen die mir helfen, aber das ist für mich keine Hilfe. Ok, ich weiß, wenn ich jetzt wieder in eine Klasse gehe, ich glaub, jetzt würde ich's durchziehen. Aber ich hab einfach zu viel Scheiße gemacht.“ (Fredri)

In Gesprächen mit dem Outreach-Team vom Mehringplatz kam das Thema Schule und Maßnahmen vermehrt auf. Die Streetworker betonten dabei, dass es kreativere Konzepte bei der Schul-Re-Integration von straffällig gewordenen Jugendlichen geben sollte, dass es keine gute Lösung ist, solche Jugendliche vom normalen Schulalltag fernzuhalten und sie bei Maßnahmen nur mit anderen Peers mit ähnlicher Problemlage zusammen zu bringen, und dass diese Herangehensweise für die Schul-Motivation der Jugendlichen nicht förderlich ist (Feldnotiz 27). Dies sieht man in den Worten von Emil bestätigt, dem eine gerichtlich verordnete Maßnahme Einzelunterricht vorschreibt:

„Ich hab Schule abgebrochen. (...) Abgebrochen, ich mach Maßnahme, weil ich muss. Auflagen vom Gericht.

[INT.: Ok. Und warum hast du die Schule abgebrochen?]

Braucht man nicht. Ich werd ja sowieso nicht mein Abitur schaffen oder meinen Abschluss. Jeder Bruder zieht seine kleinen Brüder hoch, egal bei wem. Jeder zieht seinen kleinen Bruder, der Bruder wird erfolgreich, er zieht seinen kleinen Bruder mit hoch. Deswegen braucht man sowas nicht heutzutage. (...) Ich wart bis ich älter bin, dann arbeite ich bei meinen Brüdern. Im Laden oder irgendwie.

[INT.: Ok. Aber denkst du nicht, dass es doch eines Tages gut wäre einen Schulabschluss zu haben?]

Nein.

[INT.: Um was vorzuzeigen.]

Doch, ich werd's später bereuen, aber jetzt noch nicht.“ (Emil)

Dass man einen Abschluss vorzeigen muss, ist auch eine *Doxa*, die sich mit der Formalisierung der Berufsfelder historisch entwickelt hat, ohne dass es notwendig immer Sinn macht, dies in alle Richtungen als Voraussetzung festzulegen. Dies baut eine nicht immer und überall notwendige Hürde für Entwicklungsmöglichkeiten – außer wenn man Glück hat, aber dafür braucht man soziales Kapital:

„Guck mal, jetzt, wenn du eine Ausbildung machen willst, brauchst du deinen MSA. Wenn du Glück hast, dein Arbeitgeber, so ein Arbeitgeber, der sagt: ‚Okay, ich achte nicht auf dein Zeugnis, ich achte nicht auf das Schriftliche, ich achte nur auf die Persönlichkeit von dir.‘ Dann hast du einen guten Chef erwischt. Aber wenn du dir das mal anguckst, bei wie vielen Ausbildungen-, also bei den meisten brauchst du einen MSA, bei den meisten. Und jetzt ist es ja so geworden, dass man Prüfungen schreiben muss, um diesen Schulabschluss zu kriegen“ (Malik)

Schule und Arbeitsmarkt haben so institutionelle Logiken entwickelt, die wenig Raum für Flexibilität und die Entwicklung individueller Talente lassen, und sehr auf formale Kriterien und Maßnahmen ausgerichtet sind. So auch im wohl wichtigsten Moment der Schullaufbahn von Berliner Schülerinnen und Schülern, die den Abschluss eines MSA anstreben: bei der mündlichen Prüfung. Die Prüfungssituation wird schulintern organisiert und so formal wie möglich gestaltet: Einige PrüferInnen sitzen hinter einem Tisch, ein/e SchülerIn steht davor. Das Ritual der Prüfung, welches historisch ein Produkt von Akademien ist und die Funktion der Distinktion erfüllte, wird immer noch in Schulen angewandt, obwohl diese Form des Prüfens wohl kaum effektiv Wissen prüft. Dieses Prüfungssystem ist völlig intransparent und lässt sehr viel Raum für subjektive Entscheidungen der PrüferInnen. Das kann zum Vorteil, allerdings genauso zum Nachteil der SchülerInnen sein. So erzählt Serdar von seinem MSA:

„Bei meinem mittleren Schulabschluss (...), den habe ich 2015 abgeschlossen (...), ich musste in so eine Nachprüfung rein und ich brauchte eine Zwei Minus. (...) Ich wusste, dass ich es so

innerlich richtig geschafft habe, und ich habe kein Fehler gemacht richtig, und er konnte mir auch keinen Fehler aufziehen. Da sagte er mir ernsthaft ins Gesicht – und ich brauchte eine Zwei Minus -: ‚Drei Plus‘. Dass er auch noch frech diese Drei Plus sagt, weißt du. Da bin ich echt richtig, richtig wütend geworden, richtig wütend. Da bin ich direkt rausgerannt, da hab ich wirklich, pfff, denkt man sich schon, da kann einen gar nichts mehr aufmuntern, weil das ist ein Jahr, was dir weggenommen wird wieder. (...) Ich hatte die Schule auch noch etwas weiter gemacht, aber ich habe es danach gelassen, weil ich gemerkt habe, ich will nicht mehr weiter machen nach dem MSA. Als ich ihn hatte, da hat er mir dieses halbe Jahr lang gesagt, als ich noch weiter gemacht habe mit der Schule (...): ‚an meiner Stelle hättest du den Schulabschluss nicht gekriegt‘. Hä, was ist das für eine Aussage? Das ist wirklich, muss man wirklich sagen, so ein richtiger Penner gewesen. (...) Weißt du, dann bist du einfach nur ein charakterloser Mensch. ‚Wer bist du, dass du mir das sagst, für wen hältst du dich? Denkst du, du bist mehr Mann, wenn du das sagst? Einem Menschen, der 30, 40 Jahre jünger ist als du, und dem du dann die Träume ausschlagen willst?‘ (...)

[INT.: Was glaubst du, wobei brauchen Jugendliche hier noch Unterstützung, wobei kann man sie noch mehr unterstützen, damit sie auch bessere Chancen haben?]

Dass jemand sagt: ‚ich glaube an dich‘. (Pause) Und das nicht aus Spaß sagt oder so, und dich immer daran erinnert, wozu bist du hier. Und niemals sollte ein Lehrer einen Schüler runtermachen oder so.“ (Serdar)

Ausgrenzungsmechanismen in der Schule schilderte auch Aziz. Dabei wurde bei der Organisation einer Klassenfahrt die *Auswahl* (!) der Mitreisenden durch eine Klassifizierung der SchülerInnen in „gut“, „mittel“ und „schwierig“ getroffen, wobei letztere Gruppe nicht mitfahren konnte:

„In unserer Schule haben die es so gemacht, dass, es gibt halt drei Gruppen – einmal gibt’s so ‘ne Gruppe, die halt Schwierigkeiten in der Schule haben, die dann nicht mit dürfen, weil sie gerade Schwierigkeiten haben. Dann gibt’s ‘ne Gruppe, da sind gute Schüler, die keine Schwierigkeiten in der Schule haben, die halt öfters bei Veranstaltungen der Schule geholfen haben und so, die dürfen mit. Und dann gibt es noch eine Gruppe, da wo man sagt, ja die Schüler könnten theoretisch einfach hingehen, sie haben keine Schwierigkeiten, ja alles gut. Und da waren wir halt drin, aber da wurden wir dann nicht gelost.

[INT.:] Und die Gruppe mit Schwierigkeiten, was sind das für Schwierigkeiten?

(...) Schulische Schwierigkeiten, halt fehlen öfters, kommen nicht zur Schule, passen nicht auf, haben keine guten Noten, haben Ausfälle halt. Und da wird’s dann schwierig für den und dann lassen sie die lieber hier die Woche, zum Lernen vielleicht, wenn sie es überhaupt tun.(...) An sich find ich das schon bisschen schlecht, weil die Jungs haben ja eigentlich auch die Genehmigung bekommen eigentlich mitzufahren.“ (Aziz)

Ein weiteres Problem, das die Jugendlichen angesprochen haben, das an dieser Stelle aber nicht ausführlich behandelt werden kann, ist die hohe Segregation in manchen Kreuzberger oder Neuköllner Schulen, wo soziale und ethnische Homogenisierungsprozesse voranschreiten, auch weil viele deutsche Eltern ihre Kinder aus Sorge vor zu niedrigen Leistungsniveaus in anderen Bezirken einschreiben (Häußermann 2007: 467). Dabei fällt auf, dass die Jugendlichen selbst eine Unterscheidung nach Migrationshintergrund machen: „die Deutschen“ benehmen sich besser. Zwei junge Frauen aus der Düttmann-Siedlung, die die Schule abgeschlossen haben und sich in Ausbildung bzw. Studium befinden, erklären:

„[Sara]: Also Deutsche Eltern bringen ihre Kinder nicht mehr auf die Schule. In meiner Klasse, damals schon, also ich bin jetzt 22, das ist jetzt weiß Gott wie viele Jahre her, ich hatte nur zwei Deutsche in meiner Klasse und das ist schon so viele Jahre zurück. Also ich will gar nicht wissen, wie viele Deutsche es jetzt in den Klassen noch gibt. Vielleicht auch gar keine.

[Celia]: Also ich hatte in meiner Klasse – ich war ja auch in der [Name der Schule] – keine Deutschen. (...) Ich bin jetzt in der Ausbildung in [Name des anderen Stadtteils] und ich finde es viel besser. Also ich will jetzt gar nicht diesen Unterschied machen, aber es ist nochmal komplett anders. Die stören nicht den Unterricht, man kommt besser mit. Es ist wirklich so. In der Oberschule hatte ich auch immer dieses Problem, die haben immer den Unterricht gestört.“ (Gruppeninterview 1)

Auch Malik spricht von „zu vielen Ausländern“ in der Schule und er kritisiert das System Schule. Er erklärt, wie die schlechte Situation in der Schule zum Brennpunktcharakter seiner

Wohnumgebung beiträgt – wir sagen dazu später mehr – und wie sie auch „illegale“ Handlungen, den Drogen- und Alkoholkonsum unter den Jugendlichen mitverursacht:

„Hier kommt man nicht so leicht raus, wie man denkt. Also hier ist es wirklich, die Schulen genauso. Das liegt nicht nur an den Straßen, dass wir hier Scheiße bauen und kiffen und trinken und was weiß ich was machen, sondern es liegt auch öfters an den Schulen. Da sind einfach zu viele von uns, zu viele von uns Ausländern (lacht kurz). Und wenn zu viele von uns Ausländern da sind, dann passiert immer irgendetwas. Und an den Schulen war es dann so, dass wir dann so, ähm, wie soll ich dir das erklären, man Ausländer rausgeekelt hat, dass wir nur noch Scheiße bauen und dann, als alle zusammen rausfliegen so, wie soll ich dir erklären. Also hier haben wir keine großen Aussichten, was wir machen können, weil die Schule hat uns wirklich, glaube ich, niemandem hier geholfen, weil die Schule einfach kacke ist. Und dann kommen wir an andere Sachen ran, an illegale Sachen ran, und können damit Geld verdienen, was weiß ich was, also deswegen.“ (Malik)

Die Selbstproblematisierung des Ausländers verweist auf einen Mechanismus von symbolischer Gewalt (Bourdieu/Wacquant 1992), in der gesellschaftlich produzierte Marginalisierung des migrantischen Jugendlichen anerkannt und reproduziert wird. Bowen, der mehrere Jahre Brennpunktschulen in Amsterdam und New York erforschte, spricht in diesem Zusammenhang von „Toxic Schools“:

„The failure of most teachers is the result of a ‘systemic breakdown’ in which ‘instable students’ get segregated in specific schools. Under these conditions, most pedagogues fail to develop ‘healing relationships.’“ (Paulle 2013, zitiert nach Nast 2015: 182)

Die oben genannten Beispiele stellen verschiedene Muster der Alltagserfahrung von Exklusion oder Stigmatisierung der Jugendlichen dar. Sicherlich muss von ExpertInnen diskutiert werden, welche alternativen Formen von Sanktionen oder Re-Integrationsmaßnahmen auf Schülerseite, bzw. inwiefern eine vertiefte Sensibilisierungsarbeit auf Lehrerseite von Nöten ist. Dass das Schulpersonal weitere Sensibilisierung benötigt, um stigmatisierenden oder rassistischen Äußerungen auch in der Schule entgegenzuwirken, erklärte uns ein Schulsozialarbeiter im Rahmen eines informellen Gesprächs (aus Feldnotiz):

Der Schulsozialarbeiter erzählt, dass er Lehrer und Sozialarbeiter zugleich ist und diese Kombination gerade in Gegenden wie Kreuzberg und Neukölln sehr wichtig ist. Viele Lehrkräfte wollen die Supervision nicht übernehmen, bei der sie die Kinder individuell betrachten könnten. Viele von ihnen fühlen sich dafür nicht zuständig, sehen das nicht als ihren Aufgabenbereich, wollen „business as usual“ machen. Aber die Umstände hier verlangen auch die individuelle Betreuung der Kinder. Es ist wichtig eine „Fehlerfreundlichkeit im System“ zu haben – also den Kindern zu vermitteln, dass man Fehler machen darf. Die Gemeinschafts-Ebene in der Schule findet er sehr wichtig, es heißt ja „it takes a village to raise a child“, aber diese Gemeinschaftsstrukturen sind hier leider nicht gegeben. Der Schulsozialarbeiter sagt ferner, dass Kinder und Jugendliche in den Schulen hier Rassismuserfahrungen machen, von Seiten der Lehrkräfte, und nennt als Problem, dass es LehrerInnen gibt, die nicht auf Rassismus sensibilisiert sind – er betont dabei: „es gibt solche und solche“. Auf Nachfrage bestätigt er, dass SchülerInnen manchmal mit ihm über solche Erfahrungen sprechen, wenn sie sich rassistisch beleidigt oder diskriminiert fühlen. Er betont die Notwendigkeit der „Selbstsensibilisierung“ von Lehrkräften, damit sie ihre Machtposition den SchülerInnen gegenüber nicht missbrauchen. Er sieht die Machtposition der LehrerInnen in Hinblick auf rassistische Äußerungen SchülerInnen gegenüber problematisch, da diese oft im Dunkelfeld bleiben. (Feldnotiz 20)

Besonders Jugendliche mit Migrationshintergrund werden im gesellschaftlichen Diskurs schnell problematisiert und als deviant und schlecht integriert definiert. Diese Formen von sozialer Ungleichheit sind in erster Linie ein Resultat kategorialer Unterschiede zwischen verschiedenen identitätsstiftenden Gruppen, und weniger das Ergebnis eines auf Leistung oder individuellen Eigenschaften gerichteten Sortierungsprozesses: „Large, significant inequalities in advantages among human beings correspond mainly to categorical differences such as black/ white, male/ female, citizen/ foreigner, or Muslim/ Jew rather than to individual differences in attributes, propensities of performances“ (Tilly 1998: 7). In den Shell Jugendstudien, welche die Lebenswelten und sozialen Lagen von Jugendlichen in Deutschland untersuchen, wird darauf

hingewiesen, dass sich Jugendliche mit Migrationsgeschichte im Vergleich zu Deutschen ohne Migrationshintergrund stärker benachteiligt fühlen:

„Auffällig ist hier das deutlich höhere Benachteiligungsempfinden der nichtdeutschen sowie der Jugendlichen mit Migrationshintergrund. (...) [So] verweisen 44 % der Jugendlichen mit Migrationshintergrund im Vergleich zu 5 % der Deutschen ohne Migrationshintergrund auf Benachteiligungen aufgrund ihrer Nationalität, 31 % im Vergleich zu 18 % auf Benachteiligungen aufgrund ihres Äußeren, 27 % im Vergleich zu 9 % auf Benachteiligungen aufgrund ihrer sozialen Herkunft sowie 25 % im Vergleich zu 4 % auf Benachteiligungen aufgrund ihrer Religion oder ihres Glaubens.“ (Shell Jugendstudie 2015)

Dies trifft nochmal im Besonderen auf Jugendliche in Quartieren zu, die als Migrantenviertel bekannt sind. Wie das nächste Kapitel zeigt, ist das Wohnumfeld für die Jugendlichen der wichtigste Ort in ihrem Alltag – im praktischen und symbolischen Sinne.

4 Alltagspraktiken im Kiez: Zusammen sein, sich unterhalten, Spaß haben

Alle Jugend muss ihren Platz in der Welt finden. Das tun sie vor allem zusammen mit anderen Peers und häufig im öffentlichen Raum. An beiden Untersuchungsorten tun sie dies häufig. Sie verbringen die meiste Freizeit vor Ort und in ihrem Alltag ist die Welt sehr auf diesen Ort beschränkt.

Das ist keine Besonderheit. Es ist – ganz im Gegenteil – eher eine Besonderheit, dass Jugendliche sich zwischen organisierten Freizeitaktivitäten, Schulen, dem eigenen Zimmer im Elternhaus und gemeinsamen Familienaktivitäten mit den Eltern und Geschwistern bewegen. Eine weitere Besonderheit ist eine überwiegende Freizeitgestaltung in virtuellen Welten, zu Hause am Computer. Diese Lebensweise ist global und historisch meistens nur den Mittel- und Oberschichten vorbehalten, und wird oft unterstützt von zusätzlicher Arbeitskraft (wie etwa Putzkräften und Nachhilfe-LehrerInnen) und setzt Standards über die Arbeitsteilung in der Familie voraus (siehe Griffith 1984; Holloway et al. 2014). Diese Standards sind nur einzuhalten für den, der über das notwendige soziale, kulturelle und ökonomische Kapital verfügt. Man braucht nur noch einmal die Statistiken (Kapitel 2) anzuschauen, um zu verstehen, dass diese Praktiken hier weniger gegeben sind als in Quartieren, wo Mittelschichten dominieren. Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, warum die Jugendlichen in den beiden Kiezen einen großen Teil ihrer Freizeit draußen auf der Straße verbringen und warum dieser Umstand zunächst weder eine Besonderheit darstellt, noch problematisiert werden muss. Auch der Jugendamt-Experte argumentiert für eine solche Sichtweise:

„Wo sollen sie denn hin? (...) Ich hab auch kein Problem, wenn sich Jugendliche treffen, Gruppen bilden, also da auf der Straße sind, sich Räume erobern. Dies wird ja immer erst ein Problem, wenn Kriminalität von ihnen ausgeht (...) oder Leute belästigt werden oder sowas. Ansonsten, also, ich bin nicht der Meinung wir sollten mal irgendwo hingehen nur weil die Jugendlichen sich irgendwo treffen. (...) Wir sind keine Jugendlichen-Vertreiber. Die sollen sich Plätze erobern. (...) Kein Mensch geht hin und macht die Trinkerszene weg, kein Ordnungsamt. Aber Jugendliche, nur weil sie mal lauter sind – ne? Wenn sie kriminell werden, wenn sie Drogenprobleme kriegen und sowas, dann ja, dann können wir mal gucken, mit Sozialarbeitern. Das würd ich auch machen. Aber ansonsten, sollen sie machen! Es gibt immer weniger Plätze, die man erobern kann. Wird ja alles zugebaut letztendlich.“ (Experte II)

Mit anderen Worten, wenn Jugendliche Orte für ihre Peergroup nutzen, allerdings die Verdichtung der Stadt und städtische Entwicklung unterschiedliche NutzerInnen näher zusammenbringt und die Intensität der Nutzung vom öffentlichen Raum zunimmt, nehmen auch die wahrgenommenen Nutzungskonflikte zu. Und dabei wird oft die Jugend zum „schwarzen Schaf“ – eine Art von Labelling, die in den Sozialwissenschaften ausführlich dokumentiert ist (u.a. Hall et al. 2013). Dabei wird oft an der Tatsache vorbeigeschaut, dass auch Jugendliche AnwohnerInnen sind. Von

den jungen AnwohnerInnen zu unterscheiden sind AnwohnerInnen, die tagsüber Arbeiten und viele Institutionen – über die Stadt verteilt – nutzen. Sie können sich mit ihrem Wohnviertel zwar emotional verbunden fühlen und es symbolisch in ihrem Netzwerk nutzen, da sie ihren sozialen Status mit ihrem Wohnort verbinden. Im praktischen Sinne nutzen sie die Nachbarschaft aber nicht oder weniger intensiv. Gerade diese AnwohnerInnen sind es, die in gentrifizierten Gebieten oft kulturelles und soziales Kapital haben und in der Lage sind, wenn gewollt, politische Sprecherpositionen einzunehmen, um ihre Anliegen zu formulieren. Obwohl die Jugendlichen den Wohnort am meisten praktisch und symbolisch nutzen, haben sie auf der Ebene der Planung und Politik keine hörbare Stimme. An diesem Vergleich zeigt sich, dass, obwohl viele unterschiedliche Menschen und Gruppen den Kiez nutzen, die Gestaltungsmöglichkeiten für die lokale Organisation einer praktischen und symbolischen Nutzung nicht gleich verteilt sind. Aus diesem Grund ist es wichtig zwischen praktischer und symbolischer Nutzung zu differenzieren.

Durch dessen häufige Nutzung entsteht eine gemeinsam generierte Definition eines Ortes im sozialen und kulturellen Sinne sowie eine Definition der Grenzen jenes Raumes (siehe Dangschat 2009: 319). Situative Normalität, also was in einer jeweiligen Situation als „normal“/akzeptabel bzw. nicht-akzeptabel empfunden wird, entwickelt sich durch Praktiken (Misztal 2001; Blokland 2008).

Der Mehringplatz fungiert als regelmäßiger Treffpunkt für eine Gruppe von etwa 40 bis 50 untereinander bekannter junger Männer, mehrheitlich Anwohner. Allerdings sind sie fast nie alle zeitgleich vor Ort präsent. Die Interviewpartner nennen diese Gruppe „die Jungs“. Der volljährige Sami, der mit seiner Familie am Mehringplatz aufgewachsen ist, beschreibt:

„Ich wohne hier auch schon seit 20 Jahren. (...) Ich kenne die Jungs hier auch mein Leben lang alle schon, paar kenne ich erst seit 3-4 Jahren, aber es ist so, als würden wir uns schon alle seit ´ner Ewigkeit kennen. Und wir sind hier halt immer alle so zusammen und hängen einfach nur ab und unterhalten uns gegenseitig. (...) Hier ist so ein Hotspot einfach, hier gibt's zwar nichts Besonderes, das sind einfach die Leute, die diesen Bezirk hier ausmachen, die Jungs.“ (Sami)

Dass „die Jungs“ den Bezirk „ausmachen“ signalisiert eine relative symbolische Beanspruchung des öffentlichen Raumes und eine lokale Identifikation (siehe auch Blokland/Binken 2012: 303). Es zeigt sofort auch eine Ambivalenz, da Sami die Beschränkung benennt. Der Vergleich, dass es „hier nichts Besonderes“ gibt, sodass es nur die Leute sein können, die den Bezirk ausmachen, zeigt ein Wissen über die Ressourcen-Armut des Ortes. Es gibt kein Brandenburger Tor, keine große Shopping Mall, kein wichtiges historisches Ereignis, das für sie Relevanz hat. Es gibt wenige Ausbildungsplätze, keine gute Job-Perspektive. Kurz gesagt: es gibt den Hotspot für die Jungs, und das war es.

Auch zeigt sich an dieser Stelle, wie reduziert die Reichweite der Definition von Bezirk ist. Denn nicht ganz Friedrichshain-Kreuzberg ist gemeint, wenn von Bezirk die Rede ist. Lediglich die Siedlung und ihr unmittelbares Wohnumfeld sind gemeint. Nichts von alledem, was den Bezirk in den Augen Anderer vielleicht ausmacht – die Hitze in der Revalerstraße, der Mangel an Kitaplätzen in den gentrifizierten Teilen, das Nachtleben an der Warschauer Straße oder der Tourismus am Checkpoint Charlie – fließt in das Bezirks-Verständnis der Jugendlichen ein. Wenn diese Attribute Erwähnung finden, dann nur mit dem Verweis auf die Angst vor einer Verdrängung durch steigende Mietpreise.

Die Jugendlichen bezeichnen ihre Siedlung als „Hallesches“ oder „H-Town“. Obwohl sie das ganze Siedlungsgebiet durchaus nutzen, treffen sie sich besonders oft an einem Bereich, den sie das „Loch“ nennen: ein etwas versteckter Platz hinter einem Gebäude, zwischen einem Hügel und einem verwahrlosten Bolzplatz, der nicht mehr nutzbar ist. Dort lernten wir mehrere Jugendliche kennen (aus Feldnotiz):

J2 erzählt, dass der Ort, wo wir gerade sitzen (Mauerstück zwischen Hügel und verwahrlostem Bolzplatz), unter den Jungs als „das Loch“ bezeichnet wird. Auf meine Bemerkung – „Für mich klingt Loch irgendwie negativ“ – meinen sie aber nein, sondern weil es hier ein bisschen versteckt ist. J2 dazu: „Hier treffen wir uns oft, viele von uns kommen hierher, wir sind um die 40 Jungs.“ Ich frage nach der Gruppe – J2 weiter: „Wir kennen uns alle untereinander, sind Freunde.“ – J1

unterbricht ihn: „Wir sind Brüder!“ Sie erklären mir, dass sie sehr eng miteinander sind, viel Zeit miteinander verbringen, im Winter vor allem in Hausfluren, sonst auch draußen, hier am „Loch“ oder am Hügel nebenan – J2 nennt es „Loch 2“, oder drüben auf Bänken (sie zeigen Richtung Mehringplatz). (Feldnotiz 21)

Die bauliche Struktur und Einbettung des Mehringplatzes im planerischen Umfeld, in dem er als Durchgang zwischen Friedrichstraße und Halleschem Tor fungiert, führt dazu, dass die Möglichkeiten für die Alltagspraktiken der Jugend grundsätzlich vielfältiger, heterogener und weniger übersichtlich sind als in der Düttmann-Siedlung. Die relative Unsichtbarkeit ihres Aufenthalts ist nicht so sehr eine Unsichtbarkeit für andere AnwohnerInnen, sondern eher eine Zurückgezogenheit vis-à-vis des sehr diversen alltäglichen Betriebs an dem Platz. Läden, U-Bahnhof, TouristInnen und Durchgangswege führen dazu, dass zumindest tagsüber die Jugend sich den Platz nicht für sich aneignen kann. Sie halten sich eher in dem relativ geschützten „Loch“ auf, an dem ihre situativen Verhaltensnormen zwar von den Wohnungsfenstern und Balkonen beobachtet werden können, sie aber trotzdem nicht in direkter Interaktion mit anderen NutzerInnen stehen. Außerhalb des „Lochs“ und im weiteren Umfeld, finden sodann auch die meisten Begegnungen und Konfrontationen mit anderen NutzerInnen und der Polizei statt.

Ähnlich wie am Mehringplatz sprechen auch in der Düttmann-Siedlung die männlichen Jugendlichen von sich als „die Jungs“. Im Unterschied zum Mehringplatz ist die Siedlung in erster Linie ein Ort, den die direkt anwohnende Jugend nutzt. Dabei ist wichtig, dass die Düttmann-Siedlung streng genommen kein öffentlicher Raum ist, sondern ein Privatgelände, das die Hausverwaltung durch eine Hausordnung reguliert. Für dessen Einhaltung bzw. Kontrolle wird auch Sicherheitspersonal eingesetzt. Den Siedlungsraum nehmen die Jugendlichen selbst als einen klar abgrenzbaren Raum wahr, was mit der baulichen Struktur und dem in-sich-geschlossenen Charakter der Siedlung zusammenhängt. Sie definieren die – bei jedem Siedlungseingang aufgestellten – Schranken als Nachbarschaftsgrenze.

Die Jugendlichen der Düttmann-Siedlung bezeichnen ihre Siedlung meistens als „Graefe“. Dies ist auch in Graffitis¹⁹ ersichtlich, vor allem im Bereich der Ecke Graefestraße/ Urbanstraße, wo die Drehpunkt-Räumlichkeiten und ein Spiel- und Sportplatz sind.²⁰ Den Fußballplatz betrachten die männlichen Jugendlichen als ihren Ort den sie, im Fußballjargon gesprochen, mit „Heimvorteilen“ verbinden. Bei einer Feldbegehung erklärte ein junger erwachsener Mann die Nutzung des Platzes (aus Feldnotiz):

Er erzählt, wie er früher sehr viel Fußball hier im Käfig gespielt hat, und wie er und seine Jungs sich immer als das Drehpunkt Fußballteam gesehen haben, wenn sie gegen andere Jungs – die von Außerhalb der Siedlung kamen – spielten. Dann beschreibt er, wie sie früher nachts hier Fußball spielten und sich mit Smartphone-Lampen quasi Licht machten – während die einen spielten, liefen die anderen am Spielfeldrand hin und her und hielten ihre Smartphones Richtung Ball. Dann betont er, wie gut es doch wäre, wenn der Sportplatz hier nachts beleuchtet wäre. Dann zeigt er mir auf das Spielfeld und erzählt, wie er mit anderen Jungs den Platz vor Jahren selber mit aufgebaut hat, dass sie den Teer verteilt hatten und die Spielfeldlinien gezogen hatten, dass es ihm damals großen Spaß machte, was hier mitaufzubauen. (Feldnotiz 25)

Neben der Jugendeinrichtung Drehpunkt ist den Jugendlichen dieser Sportplatz wichtig. Noch Jahre später erzählen sie davon, wie sie selbst am Bau bzw. der Gestaltung beteiligt waren. Das zeigt, inwiefern Raumgestaltung und Erfahrungen von symbolischem Eigentum und daraus folgende moralische Verantwortung zusammenkommen. Dass eben dieser Fußballplatz wegen einem Kran und Baumaterialien für zwei (!) Jahre teilgesperrt ist, und auf diese Weise „enteignet“ worden ist, ist vor dem Hintergrund der Bedeutung des Platzes für die Jugendlichen mehr als ungünstig. (Auf die Bedeutung der Jugendeinrichtung Drehpunkt wird später noch ausführlicher eingegangen).



Bild 1: Der „halbierte“ Fußballplatz in der Düttmann-Siedlung

4.1 Ambivalenz

In beiden Wohngebieten erzählen also die jungen Männer von einer starken praktischen und symbolischen Nutzung des Kiezes im Alltag. Aber sie erzählen auch von ihrer Immobilität, wie die Jugendlichen am Mehringplatz in einem Gruppengespräch illustrieren:

„[INT.: Habt ihr noch andere Orte, wo ihr viel chillt oder seid ihr mehr so hier?]

[P3]: Am meisten sind wir hier, 80 Prozent hier.

[P2]: Und 10 Prozent zu Hause und 10 Prozent arbeiten, wenn jemand Arbeit hat.

[P1]: Aus diesem Ort kommst du nicht raus.

[P4]: Du bist hier drinnen gefangen. Also zum Beispiel die Person, die grad raus ist.

[P2]: Du bist einmal hier drin und kommst hier nicht mehr raus.

[P1]: Aber ist schön hier!

[P5]: ... 10 Prozent zu Hause.

[P3]: Nein 95 Prozent hier, 5 Prozent zuhause.

[P4]: 99 Prozent!

[INT.: Wie meint ihr das, dass man nicht hier raus kommt?]

[P1]: Na wenn man einmal sagt Hallesches Tor, man chillt hier, man hat kein Bock mehr woanders hin zu gehen.

[P3]: Dann bist du erstmal hier eingesperrt. Weil hier gibt's alles, was du brauchst.

[P2]: Man sieht dann keine Welt mehr.“ (Gruppeninterview 2)

Dass die Jugendlichen in diesem Gruppengespräch von „Gefangen-Sein“ oder „Eingesperrt-Sein“ sprechen, obwohl sie auch sagen, sehr gerne da zu sein, deutet auf eine Ambivalenz. Sie erkennen die Einschränkung, die ihre Umgebung für sie darstellt und verfügen gleichzeitig nicht über das Kapital sich über diese Einschränkung hinwegzusetzen. Serdar vergleicht in dieser Hinsicht seine Nachbarschaft – „Graefe“ – mit einem Ghetto, wo er sich zwar wohl und zu Hause, aber auch benachteiligt fühlt:

„Man kann schon wirklich sagen, dass wir wirklich, so ein Ghetto-mäßiges gibt es wirklich schon. Aber es ist nicht dieses schlimme Ghetto-mäßige, sondern das ist, man fühlt sich so zu Hause, das ist sehr gut hier. Und das ist halt das Ding, weil zum Beispiel einer aus Wilmersdorf, ist klar, dass der es weiter schafft in der Ausbildung. Aber das Ding ist, das liegt nicht an dem. Er ist normal

aufgewachsen, so wie die ganzen Leute es kennen, kommt aus Wilmersdorf – ah, ganz Elite.“
(Serdar)

So loben Jugendliche aus beiden Siedlungen die räumliche Vertrautheit und das freundschaftliche Verhältnis, welches untereinander herrscht. Dabei stehen sich Komfort und Einschränkung ambivalent gegenüber:

„Meistens [bin ich] nur hier in der Gegend. (...) Weil ich hier aufgewachsen bin und die ganzen Jungs hier kenne, man hat ja nur die hier, ja, denen man so vertrauen kann, mit denen man chillen kann, die den gleichen Kopf haben wie ich. (...) Wir sind alle gleich, wir reagieren gleich, wir sind halt Freunde, so, verstehen uns alle gut.“ (Leo)

Die Betonung, dass alle „gleich reagieren“ impliziert, dass es offenbar Orte und Umgebungen gibt, an denen Unsicherheit darüber besteht, wie eine Reaktion auf das eigene Verhalten von anderen ausfällt. Dies könnte auf Wechselseitigkeit beruhen: Personen an anderen Orten können die Reaktionen der Jugendlichen nicht lesen, und die Jugendlichen machen die Erfahrung, mit einer Diversität an Reaktionen nicht oder nur bedingt umgehen zu können. An dieser Stelle kann man festhalten, dass der Habitus der Jugendlichen in ihrem Habitat (die Begrifflichkeiten kommen aus dem Werk von Pierre Bourdieu) Ressourcen bietet. Denn ihre Fähigkeiten sich in ihrer Peer-Group zu präsentieren, miteinander Spaß zu haben und durch geschickten Umgang mit Provokationen soziale Credits zu erwerben, passt zu den Anforderungen in ihrem Habitat. Gerade im Vergleich zu Jugendlichen, die neu im Quartier sind und die kulturellen Codes der ansässigen Jugendlichen (noch) nicht verstehen, haben sie einen Vorteil. Sie können „Raumprofite“ generieren.

Allerdings verlieren diese Formen von symbolischem Kapital und sozialen Credits direkt ihren Tauschwert in der Schule, am Arbeitsplatz oder in anderen Kontexten, zumindest wenn es darum geht, ein „Feel for the Game“ zu haben. Bourgeois (1995) weist in seinen Studien unter lateinamerikanischen jungen Männern in New York City darauf hin, dass diese Lesbarkeit der Begegnungen im öffentlichen Raum, in Institutionen und anderen mittelschichtdominierten Räumen eine Selbstverständlichkeit und Homogenität hat, die für Außenseiter schwer zu erfassen ist. Spaß hat man deswegen am besten dort, wo man sich verstanden weiß. Für die Jungs sind ihre Orte in der Siedlung mit spezifischen Verhaltensweisen verbunden, die sie Außerhalb so nicht praktizieren:

„[Ilkay]: Wir machen viel Spaß untereinander. Aber es ist auch so eine Regel, dass man untereinander sehr viel Spaß machen kann, aber man muss auch seine Grenzen kennen. Und draußen verhalten wir uns anders, als wenn wir hier drinnen sind. Also draußen sind wir komplett anders, als wenn wir hier in unserer eigenen Siedlung sind.

[Aaron]: Er meint damit, wenn wir draußen sind, nicht in der Siedlung sind, dann benehmen wir uns gegenseitig, machen uns nicht fertig. Aber wenn wir in der Siedlung sind, können wir unseren Spaß haben. Wir können ruhig reden. Man sollte natürlich schon seine Grenzen haben und man sollte auch nur dann reden, wenn die Person auch anwesend ist. Man sollte nicht hinter dem Rücken einer Person reden.

[Ilkay]: Auch wenn wir etwas zu klären haben, wenn es zwischen uns Jungs, Jugendlichen etwas zu klären gibt, sollte man nicht zum andren gehen und darüber reden, man sollte direkt zu der Person gehen: Entweder reden wir in der offenen Runde und klären die Sache oder die zwei treffen sich halt alleine und klären das, also mit Reden ohne Schlagen, und klären das dann halt unter sich und versuchen eine Lösung zu finden.“ (Gruppeninterview 4)

Auch Jugendliche, die schon mal in Schlägereien involviert waren, gehen Gewaltsituationen also lieber aus dem Weg und betonen andere Lösungen, um Konflikte zu regeln.

Die Mehrheit der befragten Düttmann-Jungs verbringt einen großen Teil ihres Alltags in der Siedlung und der näheren Umgebung. So sagte Leroy: „Wir unternehmen eigentlich auch schon oft was, aber hauptsächlich bleiben wir hier.“ Aus anderen Studien ist bereits bekannt, dass Jugendliche aus benachteiligten sozialen Schichten sich stärker mit ihrer Wohnumgebung identifizieren und diese auch viel stärker nutzen als ihre privilegierten Peers, die viel mobiler sind. Immobilität hängt mit Möglichkeitsstrukturen zusammen:

“Through lack of economic opportunity, they are effectively prevented from routinely venturing out of their local areas (...) these boys are, therefore, forced to live and physically defend a localised existence. Their habitus is, thus, too often dominated by a strong sense of locality and a sense that there is very little for them beyond that.” (Connolly/Healy 2004: 29)

In Berlin ist aber die U-Bahn vor der Tür, der Fahrschein ist nicht völlig unbezahlbar und die Siedlungen sind – anders als beispielsweise viele benachteiligte Quartiere in Paris oder in amerikanischen Großstädten – zentral gelegen und mit der städtischen Infrastruktur gut angebunden. Warum wird dennoch so viel Zeit nur im Graefe oder am Halleschen verbracht?

Neben dem ökonomischen Kapital spielt auch soziales und kulturelles Kapital eine Rolle. Jugendliche aus besser positionierten Lagen verbringen öfter Zeit zu Hause am Computer und in sozialen Medien als außerhalb der Wohnung, aber trotzdem in sehr geschlossenen, virtuell-lokalen Kreisen. Oder die Organisation des Alltags ist institutionalisiert, wie schon erwähnt unterstützt durch zusätzliche Investitionen in organisierte Freizeit- und Familienaktivitäten. Dazu kommen die historisch mit der Arbeiterklasse verbundenen Praktiken, privates auch privat zu lassen und sich grundsätzlich draußen zu treffen (Gans 1967, Blokland 2003, Tebbutt 1995). Die Freizeitgestaltung der Arbeiter war historisch immer fokussiert auf Männlichkeit und das Zeigen der Männlichkeit in der Peergruppe, und hat auch immer ein starkes lokales Identifikationsmuster (Whyte 1981). Junge Männer aus der Arbeiterschicht trafen sich häufig auf der Straße. Was sich inzwischen jedoch geändert hat, ist die Abwesenheit des Arbeitsalltags. Und im Gegensatz zu vorherigen Generationen profitieren die jungen Männer wenig von eben diesen Praktiken und der starken lokalen Identifikation.

Die aktuelle Wirtschaft, im Unterschied zu der fordistischen Wirtschaft, erwartet von ArbeitnehmerInnen, neben Disziplin und Pünktlichkeit, längst nicht mehr auch Mut, Solidarität, körperliche Stärke und Ausdauer – Fähigkeiten die man auf der Straße einüben kann. Auch im Rahmen der Schule und an Ausbildungsplätzen hat sich der Schwerpunkt auf verbale Diskussionen verlagert. Bereits in der 1. Klasse der Grundschule wird erwartet, dass ein Kind mit Schere und Büchern vertraut ist und im Idealfall über einen breiten Wortschatz verfügt. Es ist wichtig sich vor Augen zu halten, dass diese Voraussetzungen historisch und auch im internationalen Vergleich nicht selbstverständlich sind und eine Erwartungshaltung an die Eltern beinhalten, nämlich dass sie auch zu Hause ihren Kindern schulische Fähigkeiten beibringen (Griffith 1984). Was man auf der Straße lernt, lässt sich also nicht unbedingt verwerten, anders als sich organisierte Freizeitangebote für Jugendliche der Mittelschicht generell verwerten lassen, sei es durch die eingeübten sozialen Fähigkeiten oder durch soziale Netzwerke, die gebildet und verstätigt werden. Unsere Jugendlichen scheinen sich dessen bewusst zu sein, wenn sie formulieren, wie ihr Kiez auch ein „Gefängnis“ für sie darstellt.

Auch wenn die Jugendlichen viel im Kiez bleiben, nutzen sie dennoch auch andere Orte in der Stadt. Besser positionierte und etwas ältere Jugendliche, die bereits einer Arbeit oder Ausbildung nachgehen, sind in diesem Zusammenhang oftmals anderswo in der Stadt unterwegs. Generell wurden unter den befragten Jugendlichen am häufigsten Shopping-Areas benannt, wie das Alexa am Alexanderplatz, die Neuköllner Arkaden oder der Kurfürstendamm.²¹ Shoppen ist eng mit dem Status von Marken-Kleidung oder -Schuhen verbunden und der gepflegten äußeren Erscheinung, die den Jugendlichen wichtig ist. So erklärte Sami beispielsweise:

„Das ist sehr wichtig für uns, zum Shoppen gehen. Nike ist sehr wichtig für uns. Natürlich achten wir auch auf unser Aussehen, versuchen gepflegt auszusehen, versuchen stylisch zu sein und es gibt auch manchmal einen Wettbewerb zwischen den Jungs, wer kann sich grad welche Frau klären. Ganz normale Dinge eben.“ (Sami)

Ein gepflegtes Äußeres und der trendige Style werden in der Fachliteratur oft als respektgenerierende Faktoren für Jugendliche bezeichnet (Messerschmidt 2000, cf. Gaskell 2001: 217; Manninen et al. 2011: 346). Auch die Streetworker von Outreach betonten den Eindruck, dass die lokalen Jugendlichen sehr gepflegt aussehen und mehr auf ihr Äußeres achten als die Erwachsenen (Feldnotiz 21). Von Armut bedrohte oder in relativer Armut lebende Menschen haben historisch durchaus die Erfahrung gemacht, dass in Diskursen Armut oft und viel mit Schmutz, fehlender Disziplinierung und Devaluation verbunden worden ist (siehe Skeggs 2004:

104-108). Insbesondere Migrationshintergrund und soziale Klasse haben historisch, auch in den Vorstellungen der MigrantInnen der Arbeiterschicht, in Deutschland in dominanten Medien, Filmen oder Fernsehserien den Bezug zur „Unmoderne“ bekommen. Dem gegenüber steht das ausgeprägte Bedürfnis der Mittelschicht, den Körper als so natürlich wie möglich zu (re-)präsentieren. Im Wert des vermeintlich Natürlichen, Ungestylten liegt der Anspruch der Mittelschicht auf eine besondere Form der Authentizität. Es ist wichtig, den Status der Markenkleidung in diesem Kontext zu interpretieren. Sowohl in Arbeiter- als auch Mittelschicht werden schichtbezogene Vorstellungen und kulturelles Wissen vermittelt. Es werden kulturelle Trennungslinien geschaffen. Die Erfahrung, dass im Kiez die Erwartungen der situativen Normalität am besten zu verstehen sind, folgt aus der Erfahrung der Public Familiarity im Kiez.

4.2 Public Familiarity und Sicherheit

Die Jugendlichen reden viel und gerne über den Zusammenhalt ihrer Gruppe und das gegenseitige Kennen und Einschätzen. Man könnte daraus schließen, dass sich hier eine isolierte Community, eine Parallelgesellschaft bildet, die keinen Bezug mehr zum Mainstream Berlins hat. Das wäre aber völlig falsch. Eine Parallelgesellschaft würde bedeuten, dass diese jungen Menschen nicht am institutionellen Gefüge der Stadt teilhaben, aber stattdessen nur im eigenen Kreis leben. Diese politisch motivierten Vorwürfe, beispielsweise an „Arabische Großfamilien“ – so, wie es vor einiger Zeit der ehemalige Neuköllner Bürgermeister behauptete²² – sind empirisch unhaltbar. Sehr wohl haben die Jugendlichen und ihre Familien Kontakte: mit LehrerInnen, der Schulleitung, dem Sicherheitsdienst und der Polizei, mit AnwohnerInnen außerhalb ihres eigenen Kreises, mit SozialarbeiterInnen und Streetworkern. Es ist klar, dass diese Beziehungen nicht immer positiv verlaufen oder angenehm sind – aber vom ersten Schultag bis zum Knast (oder Arbeitsplatz), stehen sie sehr wohl in Beziehung zu Mainstream-Institutionen in der Stadt. Die Jugendlichen leben nicht in einer geschlossenen Community und verfügen nicht über soziales und kulturelles Kapital innerhalb einer Parallelgesellschaft. Wäre das der Fall, dann stünden sie wohl nicht stundenlang relativ ziellos an der Straßenecke. Obwohl Kreuzberg und Neukölln über eine Vielfalt an Imbissläden, Restaurants, Pizzerien und Cafés (mit Managern mit Migrationshintergrund) verfügt, sind die meisten der befragten Jugendlichen kein Teil eines umfassenden sozialen Netzwerks, welches sie in eine Form der Community eingliedert. Trotzdem sprechen unsere InterviewpartnerInnen davon, dass in ihrem Kiez „jeder jeden kennt“. Da das kaum stimmen kann, stellt sich die interessante Frage, warum die Jugendlichen das so erfahren und beschreiben?

Erstmal fällt auf, dass „jeder kennt jeden“ bedeuten kann, dass man weiß, wer in der Siedlung zu Hause ist und wer nicht. In der Düttmann-Siedlung findet sich der private Charakter des Siedlungsraumes auch in der Grenzziehung der Jugendlichen zwischen AnwohnerInnen und „Fremden“ wieder. Bei einer unserer ersten Feldbegehungen trat ein Junge als Sprecher einer kleineren Gruppe junger Teenager auf. Er wollte wissen, ob wir denn hier wohnen würden, da die Siedlung „eigentlich nur für Anwohner“ wäre (Feldnotiz 1). Unser Interviewpartner David sagte, dass er es nicht gut findet, wenn Fremde in die Siedlung kommen:

„[INT.: Aber ist es ein Problem, dass fremde Leute kommen?]

Ich weiß ja nicht, ob die was machen oder nicht, das ist ja das Problem.“ (David)

Das Problem ist wohl bekannt in der Forschung zu Sicherheit in Nachbarschaften mit Kriminalitätsbelastung oder einer starken praktischen Nutzung von unterschiedlichen NutzerInnen, vor allem wenn dabei Alkohol- und Drogenkonsum oder -Verkauf noch eine Rolle spielen. AnwohnerInnen von Orten, wo in diesem Sinne viel los ist, entwickeln oftmals ein präzises Gespür für Sicherheit, das vor allem auf Einschätzung beruht. Die Frage ist nicht, ob man allen vertrauen kann. Es ist ja in fast jedem sozialen Gefüge so, dass man die Erfahrung macht, bestimmten Personen offenbar nicht vertrauen zu können. Denken wir an Familienstreit, Streit unter ArbeitskollegInnen oder politische Konflikte: ganz oft ist es Vertrauensschaden, der eine Rolle spielt. Wir lernen dann aus diesen Erfahrungen, und dieses soziale Lernen hilft uns beim nächsten Mal einzuschätzen, wem wir vertrauen können und wem nicht. Wichtig ist aber, dass der Vertrauensbruch erst entsteht, wenn wir ursprünglich dachten, wir könnten jemanden vertrauen,

es aber nicht der Fall war. Weniger schwierig sind Situationen, in denen wir von Anfang an wissen, dass ein Nicht-Vertrauen angesagt ist. Sztompka (1999) spricht deswegen von Trust, Mistrust und Distrust, wobei Mistrust die Lage ist, wo man es nicht weiß: „man weiß ja nicht, ob die was machen“ – sie kommen als Fremde, ohne Ruf, ohne Bekanntschaft, ohne dass wir Clues haben, wie wir sie „lesen“ müssten.

Das Problem kommt erst zum Vorschein, wenn Fremde kommen, da ansonsten „jeder jeden kennt“ – das ist ein Satz den die Jugendlichen aus beiden Untersuchungsgebieten sehr oft benutzen, wenn sie ihre Nachbarschaft beschreiben. Viele betonen den sogar dörflichen Charakter und vergleichen ihr soziales Umfeld mit dem einer Familie. Familie steht, in ihrer Definition, für Zusammenhalt:

„[P1]: Wenn man hier aufgewachsen ist, ist man ein Teil der Gruppe, also ein Teil der Familie sozusagen im Kiez, also jeder kennt sich untereinander.“ (Gruppeninterview 2)

„[Ilkay]: Familie, ich würde sagen, die Siedlung ist eine Familie. Wir haben unsere Höhen und Tiefen, aber im Endeffekt sind wir eine Familie hier. (...) Höhen zum Beispiel, wenn es mal Probleme hier gab, da haben wir alle zusammengehalten wie eine Faust. Und ein paar Mal hatten wir auch hier unter uns unsere Tiefen, ein paar haben auch hier gegenseitig sich gestritten und sowas. (...) Ich mag es hier weil, wenn es wirklich mal dazu kommt, dann halten wirklich auch alle hier zusammen, das muss ich ehrlich mal sagen.“ (Gruppeninterview 4)

Aber, und das ist der zweite wichtige Aspekt, wenn so in der Gruppe geredet wird, hat man vor allem die eigenen Peers vor Augen, und vielleicht noch das weitere soziale Netzwerk von Geschwistern und anderen Bekannten. Wie eingangs dargestellt sind die BewohnerInnen sowohl am Mehringplatz als auch in der Düttmann-Siedlung ethnisch wie sozial heterogen. Die lokalen Netzwerke der Jugendlichen scheinen weniger heterogen. Einen sozialen Mix im Sinne von schichtübergreifenden Beziehungen gibt es kaum. In den eigenen Peer- und Familiennetzwerken (die in der Düttmann-Siedlung stärker scheinen) wird im Alltag Gemeinschaft als „lived everyday reality“ (Blokland 2017: 30) produziert, in direkter Nähe zu anderen Menschen, die aber nicht mehr als eine Art von „Dekoration“ für den eigenen Alltag erscheinen, ebenso wie andere Netzwerke, die nicht unbedingt lokal vor Ort sind. Das Nebeneinanderleben in Kiezen mit großer sozialer Variation ist mehrfach in Studien belegt worden (z.B. Blokland & Van Eijk 2010), wobei die Zugehörigkeit ein Phänomen ist, das als selektiv beschrieben wird (Watt 2009).

Die Jugendlichen kennen nicht die gesamte Bewohnerschaft. Es geht also weniger um das Kennen, sondern mehr um das Erkennen. Um Gewissheit darüber zu erhalten, welche Personen vertrauenswürdig sind, reicht die Information des Erkennens anderer aus. Man muss nicht mit allen in direktem persönlichen Kontakt stehen, um beispielsweise zu wissen, von wem es wann ärger gibt. Dieses Einschätzen-Können ist bereits möglich, wenn man durch regelmäßiges *sehen* von Anderen Erfahrungen sammelt, und Menschen deswegen dir nicht länger fremd sind, auch wenn du nie ein Wort mit ihnen gewechselt hast. Diese Public Familiarity ermöglicht „den Komfort, zu verstehen, welches Spiel gespielt wird, und was gerade passiert“ (Blokland 2017: 38, unsere Übersetzung). Dass sowohl die persönlichen Netzwerke als auch die Public Familiarity zum Sicherheitsempfinden in der eigenen Nachbarschaft beitragen, schildert Sami, der sich – wie die meisten der befragten Jugendlichen – in seiner unmittelbaren Wohngegend wohler fühlt als anderswo in der Stadt:

„Wenn ich hier irgendwo mal weit weg fahre und ich bin wieder am Halleschen Tor, ich halte U-Bahnstation Hallesches Tor, dann fühle ich mich wieder wohl, weil ich kenne die Gegend hier, ich weiß was Sache ist. Ich kenne die Leute, ich kenne mich hier aus, ich wohne hier. Deswegen fühlt man sich hier wohl, obwohl man weiß, es gibt hier natürlich auch [Scheiße].“ (Sami)

Dass Komfort-Zonen durch die Public Familiarity entstehen, heißt nicht, dass die Situation vor Ort problemfrei oder friedlich ist, sondern dass man weiß, woran man ist und was zu erwarten ist. Zu letzterem zählt auch die Fähigkeit, einschätzen zu können, ob andere sich für einen einsetzen und ob man – zum Beispiel im Falle einer Konfliktsituation – mit Unterstützung rechnen kann (Blokland/ Nast 2014: 1142). In diesem Sinne ist das Sicherheitsempfinden der jungen Anwohner

in ihren Siedlungen sehr hoch, auch wenn sie sich durchaus mit Problemlagen konfrontiert sehen, auf welche wir im Folgenden eingehen werden:

„Also unsere Lage ist so, dass wir zwar nicht die schönste Lage haben, dass wir uns nicht alles leisten können. Aber wir leben hier wohl, wir sind hier sicher, also so fühlen wir uns. Also hier kann uns keiner wirklich was sagen.“ (Malik)

Vor allem in ihrer Gruppe erzählen die Jungs von gegenseitigem Schutz und einem Füreinander-Da-Sein. Sie zeigen sich als kümmernde Nachbarn, um einander und ihren Angehörigen zu helfen, so wie es unter erwachsenen BewohnerInnen oft als Ideal der sozialen Kontrolle vorgestellt wird:

„Es stehen einfach alle, alle stehen hier hinter ihm, wir stehen einfach alle hinter einander. Wenn irgendwer Probleme mal hat, der kann jeden anrufen, jeder würde ihm helfen. Keiner würde sagen: ‚Bruder ich hab keine Zeit.‘“ (Emil)

„[INT.: Fühlst du dich auch sicher hier in der Gegend?]

Natürlich, in der Gegend sowieso. Also wenn mir hier vorne was passieren sollte, kommen von tausend Ecken Leute raus und die helfen mir dann auch natürlich, weil wir sind wie Brüder.“ (Malik)

„[Ilkay]: Ich fühle mich eigentlich sehr wohl. Ich weiß auch, dass meine Geschwister hier sehr gut aufgehoben sind. Ich weiß auch, dass, wenn hier was passiert, dass die Jungs auch direkt zu mir kommen würden und sagen, das und das ist passiert. Aber ich weiß auch, dass wenn etwas während meiner Abwesenheit passieren würde, dass die Jungs für mich einspringen würden, und mir das im Nachhinein erzählen würden. Das kann ich mir sehr gut vorstellen. (...)

[Aaron:] Es gibt hier auch andere Regeln, zum Beispiel außer dem Zusammenhalt gibt es auch das Verteidigen von jeder Familie. Zum Beispiel die Jungs, diese drei Jungs, die vorhin vorbei gelaufen sind, deren Familie ist für mich auch wie meine Familie, so, wenn ich etwas über seine Schwester weiß oder so etwas, dann ist es eigentlich ein Muss von mir aus zu ihm zu gehen und zu sagen: ‚Ja, ich weiß das und das‘, das ist ein Muss.“ (Gruppeninterview 4)

„Unsicher fühl ich mich gar nicht hier. Sicher fühl ich mich immer. Das ist dann dieses Verhältnis, dieses Familiäre. Zum Beispiel, ich fühl mich in der Familie sicher, ich fühl mich hier in der ganzen Umgebung immer sicher. Ja, und ich fühl mich auch meistens, auch wenn ich allein bin, fühl ich mich sicher, weil ich weiß ich kann mich auch verteidigen, ist kein Problem. Aber hier fühl ich mich auch sowieso sicher, weil hier, also hier ist einfach so mein Zuhause, weißt du. Mein Zuhause ist schon meine Wohnung, mein Zuhause ist hier dieses ganze Gebiet.“ (Leroy)

Informelle soziale Kontrolle ist sowohl durch die bauliche Struktur als auch durch die sozialen Beziehungen in beiden Siedlungen begünstigt, vor allem in der Düttmann-Siedlung. Manche Jugendliche betonten eine positive Rolle als potentielle Wächter im Kiez, die auf der Straße ein achtsames Auge haben, und betonten ihre Bereitschaft einzugreifen, wenn anderen etwas passiert, auch außerhalb ihrer Peergroups. So beschreibt der volljährige Serdar:

“[D]as finde ich richtig gut und das unterstütze ich in diesem, und das sag ich mal in Führungsstrichen, ‚Brennpunkt‘. Zum Beispiel in Wilmersdorf, wird eine alte Frau überfallen, da hat jeder Angst – keiner, der eingreift. Und der Dieb, lacht der die alle aus und rennt weg. Wenn das hier einer macht, und zum Beispiel eine Gruppe das sieht oder ich das sehe, eine alte Frau wird ausgeraubt, auch wenn die gar nicht meine Hilfe will, dann setz ich mich ein, dann renn ich ihm hinterher und hol mir das Ding wieder zurück und geb es ihr. Und das sollten sich sehr viele mal abgucken.“ (Serdar)

4.3 Sicherheit und Gewalt

Die Erzählung verdeutlicht, dass die oft getroffene Trennung zwischen „den einen“, von denen die Gefahr ausgeht und die einen Ort belasten, und „den anderen“, die deren Opfer sind, keinen Sinn ergibt. Auch wenn die Jugendlichen andere kennen, die an Diebstahl beteiligt waren oder selbst gestohlen haben, existiert auch unter diesen, wie unter allen Formen der gewöhnlichen Kriminalität, eine Moralität. Es gibt auf der einen Seite eine normative Normalität (Gewalt sollte nicht sein), und auf der anderen Seite eine situative Normalität (in bestimmten Situationen kommt Gewalt oft vor). Was in der Literatur manchmal als Gewaltbereitschaft definiert wird, kann schnell

in ein Missverständnis münden – als wären Jugendliche wie unsere Interviewpartner immer bereit gleich loszulegen und draufzuhauen, ohne sich darüber Gedanken zu machen. Zudem wird davon ausgegangen, dass eine Erziehung, in der mehr geschlagen wird, auch zu einer Gewaltbereitschaft im öffentlichen Raum führt. Gewalt in Beziehungen ist aber eine völlig andere Sache als Gewalt unter Unbekannten. Gewalt in der Erziehung kann dazu führen, dass die Bedingungen, alternative Konfliktlösungsmodelle und -Möglichkeiten zu erlernen, erschwert sind. Aber es geht zu weit, daraus zu schließen, dass es unter diesen Jugendlichen eine Gewaltbereitschaft gäbe, die es beim Rest der Gesellschaft nicht gibt – und vor allem, dass die Menschen, die häusliche Gewalt erfahren haben, moralische Defizite aufweisen oder das Projekt der Moderne verfehlt haben. Unkontrollierte Gewalt kann in allen menschlichen Begegnungen passieren, obwohl bestimmte Schichten weniger häufig in der Öffentlichkeit gewaltbereit auftreten. Ihr soziales und kulturelles Kapital ist schon seit ihrer Kindheit stark auf das „Management“ ihrer öffentlichen Persönlichkeit ausgerichtet, welches die Möglichkeit des „Ausrastens“ nicht mit einschließt (siehe Elias 2010, Hochschild 2015, Smith 2011).

Mittelschichten bedienen sich außerdem stärker symbolischer Gewalt und psychologischer Gewalt, die weniger häufig als Gewalt erkannt wird und oft nicht strafbar ist. Meistens, so wissen wir auch aus früherer Forschung (Blokland 2008), bewerten Beteiligte Gewalt in der Öffentlichkeit normativ. Welche Gewalt wann angewendet werden darf, wer wen beklaugen oder ausrauben darf, beruht bekanntlich auf feinen Unterschieden. Wir haben das mit unserer begrenzten Zeit und den begrenzten Mitteln nicht vertiefen können. Aber alle Jugendlichen erzählen von Werte-Strukturen, die nicht pauschal anders sind als die von anderen Menschen, die nicht an Kriminalität beteiligt sind. Sie verstehen sich im Kontext der gesamten Bewohnerschaft auch als potentielle Sicherheitsstifter, während auf der anderen Seite oft behauptet wird, dass gerade die Jugendlichen dazu beitragen, dass Menschen sich im Kiez unsicher fühlen. Gruppendynamik spielt jedoch auf jeden Fall eine Rolle. Dass Jugendliche sich an körperlicher Gewalt beteiligen, erklären sie selbst explizit mit dieser Gruppendynamik, zusammen mit einem Bedürfnis, Maskulinität zu zeigen. Dann entstehen Situationen, die, so zeigt die Wortwahl der Interviewpartner, eher nicht vorteilhaft, manchmal aber notwendig sind. Man muss sich ja gegenseitig vertrauen und das heißt, dass man sich Rückendeckung gibt – nicht anders als bei Topmanagern eines großen Autokonzerns oder im Team von RatgeberInnen eines Präsidenten eines großen Landes: Vertrauen können heißt zusammenhalten. Wie die Jugendlichen an Elite-Colleges das in ihren Initiationsriten der Studentenvereinigung machen, haben auch diese Jugendlichen ihren „Spaß“. Männliche Jugendgruppen aus verschiedenen Kiezen stehen sich dabei manchmal rivalisierend gegenüber, auch mal bei größeren Schlägereien (in Expertenkreisen und Medienberichten oft als „Massenschlägereien“ gelabelt, wobei eine „Masse“ historisch oft das Bild einer kollektiven Hysterie in Chaos hervorruft). So gab es „Massenstreit zwischen Kreuzberg und Schöneberg“ (Sami), und Rivalität:

„Also, es gibt Leute aus Schöneberg oder aus Wedding, Bezirke. Diese Jungs denken, sie sind halt die Stärksten, Stabilsten. Und dann sagen wir: ‚Nein, wir sind die!‘ Dann sagen die: ‚Jaja, lass treffen.‘ Dann treffen sie sich halt und dann passiert’s, schlagen sie sich.“ (Mario)

Diese Prinzipien und Regeln der Männlichkeit in und zwischen Gruppen werden unter den Jugendlichen am Mehringplatz und in der Düttmann-Siedlung sehr ähnlich verstanden und wie in der Armee, bei Studentenkorps oder Top-Unternehmen definiert. Stellt man sich nur mal vor, es ginge im nächsten Gespräch um die Manager des Abgas-Skandals, dann sieht man die Parallele:

„[P3]: Freunde von mir kommen zu mir, die sagen-

[P4]: Die machen Geld!

[P3]: Die sagen, guck mal ich hab ne Idee, wenn man das und das macht-

[P4]: Bekommen wir Geld!

[P3]: Dann kann man damit fahren. Ich dacht mir nein, ich bin bei so was nicht dabei und so.

[Stimmen durcheinander]

[P2]: Ich will hier ja keine bestimmte Person angucken.

[P3]: Aber als das Auto schon auf ist, und das schon alles passiert ist, und sie dann sagen ‚steig ein‘, dann steigt man ein.“ (Gruppeninterview 3)

Dabei reflektieren manche genau, dass es in ihrem Kiez „nie normal“ ist, was wieder eher normativ und nicht situativ erscheint:

„Jeden Tag, jeden Tag passiert hier was. Jeden verfuckten Tag. Es ist nie normal hier. (...) Also das ist jetzt auch nur ein Beispiel, das sind zwanzig Jungs zum Beispiel, fünfzehn von denen machen totale Scheiße einfach, und fünf von denen sagen: ‚Ey, hör mal auf, bla bla bla‘. Aber laufen die ganze Zeit mit, weil die nicht nach Hause gehen wollen, zum Beispiel weil die betrunken sind und können nicht nach Hause gehen, so, solche Sachen.“ (Malik)

Die Ansichten bezüglich dieser Form von Gruppendynamik zwischen der Kriminalpolizei und den betroffenen Jugendlichen sind ähnlich. So erzählte uns der Polizei-Experte, wie festgenommene Jugendliche ihre Handlung beim Polizei-Verhör einordnen:

„[M]anche [Jugendliche] erzählen das halt wahrheitsgemäß, sie waren einfach mit, sie wollen halt männlich wirken. (...) Willst du endlich Mann werden, musst du mal mitkommen – und dementsprechend haben sie sich halt überreden lassen, bei so einer Raubstrafat mitzumachen und dadurch kriegen wir natürlich auch einen Einblick, wie diese gruppendynamischen Prozesse laufen, obwohl sie, glaube ich, seit Jahrhunderten identisch sind und sich nicht großartig geändert haben. Ist ja immer männliches Sich-Beweisen-Müssen und dann halt irgendeinen Scheiß machen.“ (Experte I)

Die Kriminalpolizei geht davon aus, ohne diese spezifischen Jugendlichen immer zu kennen, dass innerhalb der als auffällig definierten Jugendgruppen klare hierarchische Strukturen vorliegen, mit sogenannten „Rädelsführern“. Eine derartige Hierarchie haben die Jugendlichen uns gegenüber nicht erwähnt. Sie reden nicht von Gangs und wirken eher wie relativ lockere Kollektive. Dass sich die Berliner Jugendgruppen in den letzten Jahrzehnten verändert haben, schilderte der Experte vom Jugendamt. Er weist darauf hin, dass Smartphones auch hier feste Hierarchien aufbrechen:

„Früher gab’s ja richtig Banden. (...) Weil sich ja auch die Verständigungsmöglichkeiten geändert haben, auch der Charakter der Jugendeinrichtungen (...), bevor die Smartphone-Generation kam sozusagen, waren das ja tatsächlich Treffpunkte, da wusste ich, ich geh dahin, da treff ich Max oder Kemal. So. Da treffen wir uns. Das ist nicht mehr der Fall, sondern die verständigen sich über ihr Handy: ‚Wo bist du, was machst du?‘ (...) Ich glaube auch, dass es nicht mehr diese festen Strukturen von Gruppen gibt. Die Gruppen sind alle heterogen. Die treffen sich immer wieder in verschiedenen Konstellationen, gleiche, aber immer wieder sehr heterogen. Nicht mehr so, ich hab jetzt hier den Anführer, das ist meinetwegen Kemal oder Paul, keine Ahnung, und das ist derjenige und dann, und dann, und dann, wenn der nicht da ist, dann ist es der andere – das gibt’s nicht mehr. (...) Ja, das sind jetzt irgendwelche heterogenen Gruppen und die finden sich zusammen, interessen gebunden, die machen auch mal einen Überfall oder irgendwelchen anderen Blödsinn, spielen mal Fußball oder rauchen einen Joint oder irgendwas. Aber nicht mehr so in diesen völlig festen Strukturen.“ (Experte II)

Einer der größten Zwischenfälle von Jugendgewalt in der Düttmann-Siedlung ereignete sich auf dem lokalen Fußballplatz, als es zu einer Schlägerei zwischen den Siedlungs-Jugendlichen und einer Gruppe Geflüchteter kam. Man verteidigt sich gemeinsam beim Angriff und hält zusammen – als wäre es das Computerspiel, das ihre Altersgenossen in südlichen Berliner Bezirken täglich über Internet, Spielkonsolen und Teamspeak in ihren männlichen Gruppen spielen:

„[Ilkay]: Damals zum Beispiel, wir hatten damals hier ein Flüchtlingsheim, an der Ecke [Straßenname] und wir haben halt mit denen Fußball gespielt, und damals hat sich jemand von uns mit denen gestritten und die haben halt mit Steinen auf uns geschmissen. Und anstatt, dass jemand weggerannt ist oder so, haben wir uns halt gegenseitig verteidigt. Wir waren wirklich zusammen.

[Aaron]: Eine Mauer!

[Ilkay]: Wir haben nix an uns rangehen lassen, wir haben die auch zurück angegriffen natürlich. Da kam auch die Polizei und so, und keiner möchte sich einfach so stellen. Wir sind natürlich alle zusammen abgehauen, und wir haben keinen zurückgelassen.“ (Gruppeninterview 4)

Mit dem Vergleich zu Managern und privilegierten Jugendlichen möchten wir keine Straftaten normativ bewerten oder verharmlosen. Es geht darum, zu zeigen, dass etwas, das zunächst unverständlich erscheint, durch diese Parallelen verständlicher wird. Das von Jugendlichen normativ vorgelegte Verhalten ist sehr ähnlich zu jenem, welches in anderen Männergruppen vorzufinden ist. Es ist deshalb eine Frage des Kapitals und der Entwicklung der Handlungsmöglichkeiten – davon wie Männer ihre Männlichkeit in der Gruppe gestalten –, und eben nicht die Frage einer seltsamen Praktik, die aus einer alten „Tradition“ oder einer „fremden Kultur“ stammt und keinen Platz in der heutigen deutschen Gesellschaft hat (siehe auch Shoshan 2016 für vergleichbare Befunde unter rechtsradikalen Jugendlichen in Berlin). Das Prinzip des „earn respect through fighting“ (Anderson 1999: 306), wiederum in Verbindung mit Ehre und Loyalität, reflektieren auch einige der Jugendlichen. Der Vergleich mit Andersons Studie zu schwarzen amerikanischen Jugendlichen oder der von Winlow (2001) mit britischen Jugendlichen zeigt, dass diese Ehre und Loyalität nicht spezifisch migrantisch ist. Außerdem sind die Männlichkeitsnormen unter den Jugendlichen heterogen und manchmal auch mit einer gesellschaftlich vollkommen akzeptierten „Macho-Kultur“ (besser bekannt als dem Familienvater- oder Haupternährer-Modell) im Gleichklang:

„Männlichkeit bedeutet für mich: gerade sein, ehrlich sein, mit ehrlich verdientem Geld nach Hause zu kommen und meine spätere, also meine zukünftige Familie mit ehrlichem Geld zu ernähren, in ehrlichem Geld zu schwimmen. Weil, es ist alles leicht, klauen ist leicht, Drogen verkaufen ist leicht, ich brauche jetzt 'ne Herausforderung, brauche ich jetzt auf jeden Fall, auf einem guten Weg.“ (Sami)

Die Entwicklungen der Männlichkeit in der Gruppe in Verbindung mit dem Bedürfnis nach Vertrauen zeigen, warum die Komfort-Zone der Public Familiarity wichtig ist: hier kennt man die Grenzen, und kann das Spiel nach den geteilten Regeln spielen. Hier fängt ja keiner damit an, mit Steinen zu werfen – es sei denn, man hätte das vorher so ausgemacht. Das macht den Kiez halt sicher.

4.4 Exkurs: Drogen am Mehringplatz

Im Vergleich zur Düttmann-Siedlung kiffen und trinken die Jugendlichen am Mehringplatz mehr. In der Düttmann-Siedlung spielt eine generelle Abkehr von Alkohol und Marihuana eine größere Rolle, vermutlich auch in Kombination mit der hohen Sichtbarkeit der Jugendlichen im Siedlungsbereich. Soziale Kontrolle und Elternhaus wirken hier präventiv:

„Ich war früher halt mit vielen Jugendlichen unterwegs, aber ich habe schnell gemerkt, dass das die falschen Leute sind, mit dem Drogen-Konsumieren, Alkohol und so. Meine Eltern haben mir beigebracht, dass sowas Tabu ist, und ich selber würde niemals drauf kommen, Alkohol zum Beispiel zu trinken oder normal zu rauchen oder Marihuana zu rauchen oder so, weil sowas geht gar nicht.“ (Kerem)

Nach Aussagen der befragten Jugendlichen am Mehringplatz, konsumieren viele der Jungs leichte Drogen (vor allem Marihuana). Angeblich wird unter manchen der Jungs auch mit Drogen gedealt oder in jedem Fall eine kleinere Menge Marihuana weiterverkauft. Manchmal wird getrickst:

„Die Touristen kommen her, die wollen Gras kaufen – was denkt sich dann die Person, eine von den Jugendlichen: ‚Ach ich mach mir jetzt Geld und verkauf Tabak, nicht Gras‘. Die nehmen die Kunden mit, sagen: ‚Ja, ich geb dir, gib das Geld, ich hol dir das Gras.‘ Hier ins Gebäude, ein bekanntes hier, ich will keins erwähnen, weil das wird oft benutzt – und die sagen: ‚Ja ich komm gleich‘. Die Touristen natürlich warten, ein Freund wartet mit den unten, damit die denken, ok, vertrauen die den einen. Er geht hoch ins Gebäude, geht durch das Gebäude in das andere Gebäude rein, haut ab. Sobald das Handy vibriert in seiner Tasche, der wartet, sagt: ‚Ey ich guck mal wie lange der noch braucht‘. Er geht kurz rein, macht die Tür zu, damit die nicht rein können und haut einfach von der anderen Seite ab. Fertig. So ist ein Kunde gemacht worden. Haben dann 50 bis 100 Euro gemacht, wöchentlich.“ (Jerome)

Die bauliche Struktur vieler Neubausiedlungen am Mehringplatz (mehrere Ein- und Ausgänge auf verschiedenen Seiten) erleichtert die Ausführung von diesen Trickdiebstählen. Drogenhandel in

größerem Maße wird aber von diesen Jugendlichen vermutlich nicht gemacht. Bekanntlich gibt es andere Orte in der Nähe, an denen man alles bekommen kann. Wichtiger ist aus ihrer Perspektive, dass ein Teil der Jugendlichen sich wegen des Kiffens ihrer Kumpels Sorgen macht. Das vermittelt den Eindruck, dass ein übermäßiger Konsum von Marihuana die Jugendlichen manchmal auch in ihren anderen Aktivitäten beeinträchtigt, sodass man in dem Sinne von Suchtproblemen sprechen könnte. Einige der befragten Jungs äußern sich kritisch zum hohen Grad des Drogenkonsums unter den Peers. Mit anderen Worten, einige denken, es wird zu viel gekifft. Sie erwähnen aber gleichzeitig auch, dass man ja bis in die Nacht an dem Platz bleiben kann, wenn man eh keine Schule mehr hat. Die eigene Existenz hat nach 15 Jahren eine Leere bekommen, die man mit Marihuana füllt:

„Also was mir hier nicht gefällt, (...) hier wird zu viel gekifft. (...) Kiffen ist nicht so schlimm, aber, ich, ich halt nix davon. Wozu? Ok macht schön, dies, das - ist vielleicht ein schönes Gefühl dies, das. (...) Es ist schön, aber man soll's nicht übertreiben, immer die Grenzen kennen.“ (Fredri)

„[INT.: Verstehe ich dich richtig, dass du denkst, dass auch zu viel gekifft wird?]
Viel zu viel. Pro Person mindestens 8, 9 Joints pro Tag. Jede, jede Person, die kiffen würde so schätzen, kein Führerschein hat, die sogar noch zur Schule gehen, alles andere halt machen, die kiffen, die kommen nach Schule mit der Schultasche hierher, kiffen den ersten Joint oder haben in der Schule schon gebaut. Ich seh nur, wie die mit der Schultasche hierher kommen, die kiffen halt. Dann gehen die nach Hause und dann kommen die direkt wieder, die legen ihre Tasche ab und kommen direkt wieder und kiffen weiter. Gehen nicht lernen, machen nix. Sie denken: ‚Ach, ich will Hallesches Tor chillen, weil's so Spaß macht hier‘. Das macht für uns Jugendliche Spaß! Man chillt, man lacht und alle, wir sind alle drauf so. Man läuft rum, man lacht, man macht Witze gegenseitig auch, macht halt Spaß. Aber dann, natürlich wird es nach einer Zeit langweilig. Manche gehen schon um 20 Uhr nach Hause, manche bleiben besoffen bis 1 Uhr hier, auch unter der Woche. Manche haben ja keine Schule mehr, in dem Alter hier, manche sind 15, 16, haben keine Ausbildung, Schule, beziehungsweise wollen einfach nicht.“ (Jerome)

Die Ursache für erhöhtes Kiffen und Trinken sehen manche der Jugendlichen im Mangel an alternativer Unterhaltung:

„Aber wir denken so: ‚Hey wir können uns auf nichts freuen.‘ (...) ich sag mal, wir, die Jugendlichen, freuen uns auf Drogen, auf Alkohol, also dann Gras und Alkohol. Warum? Weil das ist unsere Unterhaltung, darauf freuen wir uns, aber wir freuen uns nicht: ‚Hey, bald ist das, bald ist das, bald ist das‘, so.“ (Jerome)

Neben Drogen ist auch die Verfügbarkeit von Spielautomaten ein Problem, das manche Jugendliche ansprechen. Offenbar werden die Alterseinschränkungen in den Spielhallen nicht konsequent eingehalten, worauf uns Jerome hinweist:

„Hier zwischen Kaisers und Rossmann, das war das Schlimmste, da waren alle Ausländer über 18. Da waren sogar 16-, 17-Jährige später, vor Kurzem noch. Wurde zugemacht. Kurz davor, ich war auch 16, bin reingegangen, die haben nach Ausweis gefragt und so, manchmal haben die die Augen zugemacht. Der Hammer! 16, 15, haben da Automat angefangen zu zocken. Die haben Ältere gesehen, die haben auch angefangen zu spielen. Geld reingemacht, ´n bisschen gewonnen, schon hat die Sucht angefangen. Manche sind auch an den Automat, ich bin jetzt auch da durch, hab ich jetzt auch am Roulette angefangen zu spielen, Spielbank. Soweit bin ich auch schon gegangen, hab mehrere tausend Euro verloren. Äh, das sind so Sachen, die man hier lernt und es erweitert sich, man merkt es nicht. Man geht auf einmal Spielbank, sag ja, ich hab schon mindestens zwei Jahre, ungelogen, ich will nicht sagen, von wo das Geld ist, oder sonstwas, mindestens 50.000 verspielt.“ (Jerome)

Es gibt zahlreiche Jugendfreizeitangebote in der Gegend. Das Problem (am Mehringplatz) ist jedoch, dass sich gerade die auffällig gewordenen Jugendlichen entweder von diesen Programmen nicht angesprochen fühlen oder durch Hausverbote von ihnen ausgeschlossen werden. Wir weisen noch einmal darauf hin, dass, anders als zum Beispiel in bestimmten alternativen Szenen, die Jugendlichen ihren Drogenkonsum nur mit Aussichtslosigkeit und Langeweile verbinden. Und das Spielen definieren sie als Sucht. Anders gesagt, sie vertreten keine sehr liberale Einstellung gegenüber Alkohol, Drogen oder Spielen. Offenbar gibt es in dem Sinne ein Bedürfnis, geschützt zu werden. Die momentane Situation mit Alkohol und Drogen im öffentlichen Raum in Berlin stellt

diesen Schutz nicht bereit. Die hohe Verfügbarkeit (und/oder: unzureichende Regulierung) von Alkohol, Glücksspiel und auch illegaler Drogen wie Cannabis beschreiben diese Jugendlichen nicht positiv.

5 „Man geht davon aus, dass wir vom Mensch her alle Arschlöcher sind“: Begegnungen außerhalb der Peergroup

In Kapitel 3 haben wir bereits gesehen, wie der Habitus der Jugendlichen in der Schule und bei Ausbildungsplätzen auf einen institutionellen Habitus stößt und wie in dieser Begegnung Probleme entstehen. Auch innerhalb des Bereichs, wo die Jugendlichen sich relativ sicher und in einer Komfort-Zone aufgehoben fühlen, gibt es Begegnungen mit anderen AnwohnerInnen oder Externen (Polizei, rechtsgerichtete Demonstranten), die die Jugendlichen als problematisch erfahren. In diesem Kapitel gehen wir zunächst darauf ein, dass Jugendliche öfter davon erzählen, wie sie in anderen Teilen der Stadt die Sicherheit, die sie aus ihrem eigenen Kiez kennen, nicht erfahren. Anschließend interpretieren wir ihre Erzählungen über ihre Interaktionen mit Eindrücken von anderen AnwohnerInnen, und erweitern dies mit unseren Feldnotizen von Veranstaltungen vor Ort, bei denen die Jugendlichen nicht anwesend waren. Zudem werden wir auf die Konflikt- und Hausverbots Erfahrungen der Jungs in den lokalen Jugendclubs eingehen und ihre Sichtweise auf diese Problematik beleuchten.

5.1 Die verschlossene Stadt

Im letzten Kapitel haben wir gesehen, dass die Jugendlichen sehr auf ihren Kiez orientiert sind, auch wenn sie, mit der U-Bahn vor der Tür, eigentlich die ganze Stadt erobern könnten. Einen ausschlaggebenden Grund, warum sie dies nicht machen, liefern ihre Erfahrungen von Verschlussheit in anderen Stadtteilen. Die subtilen, symbolischen Hinweise, man sei nicht willkommen, gehen vielleicht an vielen StadtbewohnerInnen gänzlich vorbei, allerdings nicht an den Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Der ansteigende Rechtsruck, der sich besonders gegen Menschen mit muslimischen Migrationshintergrund richtet, verstärkt die Exklusionsmuster der Jugendlichen und ihre Vulnerabilität im städtischen Raum.

Die Vulnerabilität hängt auch mit den verschließenden Praktiken der Berliner Mittelschichten zusammen. Mit dem Rückzug von deutschen Familien, zunächst aus innerstädtischen Quartieren und dann – im Zuge der Gentrifizierung – aus den Kreuzberger Schulen²³, werden die Möglichkeiten von Jugendlichen mit Migrationshintergrund, Beziehungen zu „Bio-Deutschen“²⁴ aufzubauen, minimiert. Soziale Netzwerke entstehen im Alltag schließlich nicht dadurch, dass man lediglich nebeneinander wohnt. Auch Menschen, die bewusst (aus einer Präferenz heraus) in ethnisch bzw. nach Schicht durchmischten Gegenden wohnen, haben nicht unbedingt Netzwerke, die diese Mischung widerspiegeln (Blokland & van Eijk 2010). So sind die Beziehungen der Jugendlichen mit „Bio-Deutschen“ größtenteils auf ältere AnwohnerInnen, mit denen sie Ärger haben, und vor allem auf VertreterInnen des Staats beschränkt: Polizei, LehrerInnen, Jugendamt, SozialarbeiterInnen. Obwohl auch in diesen Beziehungen Rassismus auftreten kann, erscheint die Stadt vor allem im räumlichen Sinne verschlossen. Die Jugendlichen verlassen ihren Kiez relativ wenig, und Erfahrungen von Unsicherheit in anderen Stadtteilen sind von Fremdenfeindlichkeit geprägt. Serdar macht seine Erfahrung zwar in West-Berlin, nimmt allerdings das medial oft vertretene Stereotyp, Rassismus sei ein Ost-Problem, in seine Erzählung mit auf:

„[INT.: Aber, wenn du gesagt hast, du gehst ja nicht so gerne in andere Bezirke, woran liegst das eigentlich?]

Das kann man so nicht in Worten beschreiben, weil ich hatte auch mal eine Ausbildung gehabt, die ich jetzt, äh, nicht mehr mache, in Spandau, war in Spandau. Und, pfff, ich habe gemerkt, dass ich mich dort gar null wohlfühlt habe, wirklich. Weil da merkst du auch so, die gucken dich anders an. Und jetzt denkt man sich, ey, wer stempelt hier wen ab. Aber wir, angeblich, die Ausländer haben was gegen die Deutschen, behandeln die schlecht und so weiter. Wir sind nur,

für uns zuständig und so weiter, dass wir nur, ähm, Gewalt tätigen können. Aber eigentlich, die Leute, die uns so abstempeln, sind meist eher die Leute, die nach den alten, nach den alten Mentalitäten noch leben, so DDR-mäßig, haben manche noch im Kopf. Das sieht man richtig, das erkennt man klar und deutlich. So, ‚hier, ja, du gehörst nicht hierhin‘, sowas merkt man immer noch. Obwohl du hier geboren bist, und gar keinen Unterschied mit denen hast, nur, dass du eigentlich von den Wurzeln her türkisch bist. Und die sagen dir auch ‚ja, du bist, du bist kein Deutscher‘ und so. (...) Dieses, ja die wollen nur Deutsche sein – das gibt es in manchen Bezirken sehr krass noch.“ (Serdar)

Dass die diskursive Marginalisierung von „Rassisten“, den Anderen in Berlin, die nicht kosmopolitisch und tolerant sind, mit einer Lokalisierung in den östlichen Bezirken einhergeht (siehe Lewek 2016: 34-38), spiegelt sich in den Sichtweisen der Jugendlichen wider – denn Spandau ist ja gar kein Ost-Bezirk. Die Jugendlichen sprechen darüber, wie sie – und Ausländer generell – von „den Deutschen“ als asozial und böse angesehen werden, und benennen, wenn man sie fragt, wo sie sich nicht sicher fühlen, meistens Marzahn und Hellersdorf (siehe auch Bürk 2012 über die vermeintliche Lokalisierung der Rechten):

J1: „Die Deutschen sagen wir Ausländer sind asozial, aber die machen uns erst asozial, weil sie uns dumm kommen und uns Ausländer beleidigen.“ J1 erzählt von einem Beispiel, als er in Hellersdorf von einer Oma blöd angequatscht wurde, mit Sprüchen wie „Ihr Ausländer macht uns den Bezirk kaputt.“ (Feldnotiz 19)

„Wo ich vielleicht noch so ein bisschen ein Kribbeln im Bauch hätte, wären vielleicht so Orte, keine Ahnung, wie Marzahn oder sonst was. Wo man dann sozusagen, wenn man zum Beispiel alleine rumläuft, und wo dann, keine Ahnung, so fünf, sechs Deutsche einfach nur so neben dir stehen und sich dann denken halt: ‚Komm, da ist ein Ausländer, der kriegt was auf die Fresse.‘“ (Diego)

„[INT.: Ist dir das eigentlich mal so auch woanders passiert in der Stadt, dass du blöd angemacht wurdest von jemandem?]

Ja, also ich hab früher Sachen, Fußball gespielt, also auch in anderen Bezirken, wir waren ja nicht nur in unserem Bezirk, äh, Marzahn, Prenzlauer Berg. (...) Diese Ossi-Gegend, da wurden wir auch schon öfter angemacht und so, weil wir das türkische Wappen auch tragen auf der Brust.“ (Malik)

Da diese Gegenden meistens diskursiv als imaginäre No-Go-Areas konstruiert werden²⁵, begrenzt diese Konstruktion die Teilhabe an der Stadt. Solche Vorstellungen werden nicht nur von den Jugendlichen konstruiert, sondern auch in gesellschafts-politischen Debatten. Allerdings sind die Erfahrungen mit Rassismus keineswegs auf diese Orte begrenzt. Und nicht alle Erfahrungen von Verschlussheit der Stadt sind direkte Erfahrungen von auf individuelle Personen gerichtetem Rassismus. Wie andere Studien bereits belegt haben (Barwick 2016), verschließen subtile Praktiken von BerlinerInnen aus der weißen Mittelschicht Institutionen und Orte in der Stadt für BerlinerInnen mit Migrationshintergrund und Menschen aus niedrigen sozialen Schichten. Dies zeigen etwa Praktiken der Schulwahl (Giustozzi et al. 2016: 53-56) und insbesondere die Eltern-Initiativen im Kindergarten. Sie „verschließen“ sich in ihren Wohnungen am Viktoria-Park und diesem Teil von Kreuzberg, weg vom „tiefen“ Kreuzberg, wo es „einfach nicht diese aggressive Kampf-ums-Überleben-Atmosphäre hat“ und organisieren Kindergärten, Schülerläden und Grundschulen so, dass ihre Kinder das Beste bekommen, das es gibt (idem 2016: 61-63, auch Blokland & Große-Löscher 2016). Obwohl sie erwähnen, selbst gerne in Bars und Restaurants in Kreuzberg und Neukölln auszugehen, bleibt das Familienleben im eigenen Kreis, wo sie mit Sorgfalt Freizeitaktivitäten, Kitas und Schulen suchen, die zu ihren Kindern passen – dort, wo das kulturelle Kapital ausgebaut und verstärkt wird. Daraus folgt schließlich eine soziale Segregation bei der praktischen Nutzung der Stadt. In bevorzugten Gebieten, wie etwa Zehlendorf oder Lichterfelde, bemühen sich Eltern weniger stark. Zehlendorf oder Lichterfelde werden eh als „Dorf“ erfahren, wo man die Kinder und Jugendlichen „nicht so schützen“ müsste. Genau da, aber, erfahren Jugendliche mit Migrationshintergrund die Verschlussheit. Zwei weibliche InterviewpartnerInnen erzählten, wie sie Orte in der Stadt als Muslima meiden, allerdings inzwischen auch Feindlichkeit im eigenen Kiez erfahren:

„Auch Orte, die man meidet, wo man sich unwohl fühlt, als Ausgegrenztheit um ehrlich zu sein, wenn man in Orten ist, wo es wenig Migranten gibt – das ist dann auch immer ziemlich krass. In Zehlendorf war ich zum Beispiel vor zwei Tagen, weil mein Schwager dort im Krankenhaus lag,

und bin ich da mit meinem Neffen rumgelaufen, weil der war halt laut, sein Vater liegt halt im Krankenhaus, das ist nicht so toll. Bin ich mit ihm runtergegangen, und zwei Minuten weiter weg, da stand so eine Laterne, und da sind so Sticker drauf ‚Islamisten raus! Migranten raus! Nafros geht nach Hause!‘ - also so richtig krass. Und dann bin ich da rumgelaufen und dann dachte ich mir, Scheiße, wenn ich jetzt ein Kopftuch tragen würde, was würde passieren? Also dann ist auch dann wird man mal angeguckt, keine Ahnung, das ist immer so ein krasses Gefühl, dann denke ich mir, ich gehöre doch auch hierher, warum guckst du mich so an? Was hab ich, was du nicht hast? Locken? Braune Haare? Braune Augen? Das ist dann krass. (...) Aber wenn ich merke, wenn ich mit meinen Schwestern unterwegs bin, eine trägt halt Kopftuch, wenn ich dann merke, dass mit ihr so gesprochen wird, als würde sie nicht antworten.“ (Lira)

Auch Sozialarbeiter bestätigten, dass Kinder und Jugendliche in ihrer Gegenwart Rassismuserfahrungen machen. So berichtet ein Drehpunkt-Mitarbeiter, wie bei Ausflügen in der Stadt Passanten wiederholt islamophobe Sprüche gegen die Jugend äußerten. So wurden beispielsweise die überwiegend arabisch-stämmigen Jugendlichen bei einer U-Bahnfahrt von einem anderen Fahrgast als IS-Gruppe beschimpft (Feldnotiz 30). Zu einem ähnlichen Zwischenfall kam es in der Urbanstraße, als ein älterer Mann in der Anwesenheit eines lokalen Jugendlichen die Düttmann-Siedlung als „IS-Hochburg“ bezeichnete, woraufhin es beinahe zu einer physischen Auseinandersetzung zwischen den beiden kam (Feldnotiz 10). Soziale und politische Veränderungsprozesse in einem breiteren (globalen) Kontext werden so auf innerstädtische Jugendliche projiziert: „‘Youth‘ becomes a metaphor for perceived social change and its projected consequences, and as such is an enduring locus for displaced social anxieties“ (Austin & Willard 1998: 1). Auch für Lira blieb die Erfahrung mit Rassismus nicht in Zehlendorf:

„Hier, selbst in der Straße, hier im Graefekiez, beim Netto, wenn wir hinlaufen, meine Mutter trägt halt auch ein Kopftuch, und dann bin ich mit ihr hingelaufen, und dann hat einer einfach rumgepöbelt. (...) Hat der einfach rumgeschrien: ja, ‚Kopftücher raus! (...) Was macht ihr noch hier?‘ Ja ja, hier im Netto.“ (Lira)

Vor kurzem hat sich aber die rechte Gewalt noch sichtbarer von außen nach innen bewegt, und zwar direkt am Mehringplatz. Die Jugendlichen differenzieren sehr klar zwischen: Nazis und Personen von „draußen“, die sie wirklich anmachen, und älteren Deutschen, die ihre Ruhe haben wollen. Im ersten Fall gibt es keinen Generationskonflikt, im zweiten Fall schon:

„Es gibt Leute, die hier wohnen, die gegen uns so sind (Pause). Ähm, und es gibt Leute, die von außen kommen, also jetzt Nazis zum Beispiel oder jetzt, keine Ahnung, das muss jetzt nicht unbedingt ein Nazi sein. Es gibt schon viele Personen, die uns wirklich anmachen wegen unserer Gegend nur, so von außen kommen sehr viele, wirklich schon. Aber vom inneren Kreis mehr so die bisschen älteren Deutschen so, die hier ihre Ruhe haben wollen.“ (Malik)

Aus für uns unbekanntem Gründen erlaubte die Berliner Stadtverwaltung eine regelmäßige Demo von Rechtsradikalen am Mehringplatz. Die Demo hat also ihr Ende an einem Ort, wo eine große Anzahl der AnwohnerInnen jung ist, viel Zeit auf der Straße verbringt und neben einer sehr starken praktischen Nachbarschaftsnutzung auch ihren Kiez symbolisch intensiv nutzt (eine Ausgangslage, die man beispielsweise am Alexanderplatz oder Potsdamer Platz so nicht hat). Die Jugendlichen, darunter auch die Jungs aus dem „Loch“, beobachteten eine der Demos aufgebracht an der Seite der Gegendemo mit linken AktivistInnen, MitarbeiterInnen der KMA und anderen, getrennt von viel Polizei, während die Demonstranten ihnen Parolen zuriefen wie: „Das ist unser Land hier, das ist unsere Heimat“ (Feldnotiz 28).



Bild 2: Rechte Demo und Gegen-Demo am Mehringplatz, April 2018

Die temporäre Übernahme dieses Ortes von Rechten im Rahmen einer Demo ist deswegen eine besondere Herausforderung, worüber die Jugendlichen, gegen die die Demo (mitunter) ja gerichtet ist, äußerst reflektiert reden. Sie stellen fest, dass die Rechten von woanders herkommen und eine Provokation suchen (aus Feldnotiz):

Die Jugendlichen erzählen von Flugblättern, die zu der Demo aufrufen würden, dass sie diese Flugblätter aber hängen lassen und nicht abreißen („soll doch jeder denken was er will“). Aber dass Flugblätter, die zur Gegendemo aufrufen „von so Naziköpfen“ abgerissen wurden, darüber sind sie sauer. „Die wollen uns doch nur damit provozieren. Die laufen hier durch, machen irgendwas, sodass es eskaliert und am Ende heißt es dann wieder ‚Ja, die Ausländer waren’s.‘“ (Feldnotiz 18)

Dabei möchten sie gerne – können aber nicht viel – gegen diese Aneignung ihres Platzes von AußenseiterInnen ausrichten:

„Das ist seit ungefähr einem Monat jetzt so, dass die jeden Montag hierher marschieren. Und wir können die halt auch nicht aufhalten, weil irgendeine Polizei-, natürlich schickt uns die Polizei da auch weg (...). Und die werden dann von hier sozusagen runter in die U-Bahn geschickt, wo die Demo dann aufhört. Die Polizei kann jetzt nicht sagen: ‚Okay, hier sind die paar Demonstranten, sozusagen, Gegen-Demonstranten, wir können jetzt nicht komplett nochmal sozusagen zurücklaufen, den ganzen Weg‘. Deswegen ist es schwer für uns, die eigentlich hier sozusagen zurückzuhalten.“ (Diego)

Die Jugendlichen zeigen sich bis jetzt äußerst reflektiert in ihrem Umgang mit den rassistischen Parolen, die sie sich wöchentlich vor ihrer eigenen Haustür anhören müssen:

„Das Problem ist, dass die Nazis ja genau das wollen. Also die wollen ja genau das sehen, dass wir sehr sauer werden und anfangen, keine Ahnung, durch die Polizei zu klettern und, äh, dass wir da irgendjemanden einmal treten könnten oder so, das wollen die ja. Weil die wollen das ja filmen, die wollen das ja weiterleiten und dann sagen: ‚Ey, guckt mal, die Ausländer sind ja doch so, wie wir es erzählen.‘“ (Diego)

Nach unserer Einschätzung ist es notwendig, die Demo-Route vom Mehringplatz fernzuhalten, um das Wohngebiet von dieser zusätzlichen Belastung zu entlasten. Dafür sehen wir mehrere Gründe. Erstens, es handelt sich um eine Nachbarschaft, wo die symbolische und praktische Nutzung sowie die lokale Identifikation des Ortes sehr hoch ist. Zweitens, leben viele – vor allem junge Menschen – ökonomisch, sozial und kulturell marginalisiert. Drittens, sind für einige von ihnen Gewaltdelikte nicht nur eine Sache aus der Zeitung und Schlägereien als Problemlösungsansatz

nicht völlig außerirdisch, auch wenn die Jugendlichen hinsichtlich der Demo-Problematik bislang sehr viel Disziplin und wenig Gewaltbereitschaft gezeigt haben. Wir kommen darauf in unserem Fazit noch einmal zurück.

5.2 Unter Generalverdacht

Da die Jugendlichen häufig mit PolizistInnen kommunizieren, erfahren sie auch hier, dass, wie der Polizei-Experte auch sagt, die Polizei ein „Querschnitt der Gesellschaft ist“ (Experte I), wodurch sich sehr unterschiedliche – auch unangenehme – Begegnungen ergeben können. Jugendliche mit arabischen und türkischen Migrationshintergrund reden davon, unabhängig von ihrem Handeln, offenbar mehr als andere unter Generalverdacht zu stehen, delinquent zu sein. Polizei-Kontrollen gehören zum Alltag:

„Jeder hier hat Erfahrung mit der Polizei, (...) ob sauberes Führungszeugnis oder nicht, jeder.“
(Leo)

So berichteten uns Jugendliche von Situationen, in denen sie von der Polizei angehalten wurden, ohne dass es dafür einen wesentlichen Verdachtsgrund gab – auch außerhalb des Kiezes. Am Bahnhof Ostkreuz wurde der Teenager Emre, als er auf dem Weg zu seinem Praktikum in Eile war, angehalten:

„Bei mir war es kürzlich so, beim Ostkreuz, ich bin ausgestiegen, ich hatte eine Bomberjacke an, da waren so, ich weiß nicht, ich glaube Polizisten, die haben gesagt, ich soll kurz stehen bleiben und meinen Ausweis zeigen. Ich hatte da Praktikum, ich hatte es ein bisschen eilig. Die meinten: ‚kannst du deinen Ausweis zeigen?‘ und dann meinte ich: ‚Könnt ihr gerne haben‘ und dann meinten sie: ‚kannst du einmal deine Tasche öffnen‘ und so, dann meinte ich: ‚Mensch da ist meine Zahnspange drin‘ und so. Ja, dann hat’s halt 10 Minuten gedauert, dann meinten die: ‚kannst du das öffnen‘ und dies und dies und dies, und dann bin ich halt zu spät gekommen. (...) Die wollten halt unbedingt in meiner Tasche gucken, ob ich was habe, die meinten so: ‚Kannst du das öffnen?‘ (...) und dann haben die gesagt: ‚Hast du was mitgenommen?‘ Und dann meinte ich ‚nein‘, die haben mir das anfangs nicht geglaubt, weil (...) ich war so aus der Puste, weil ich halt gerannt bin, die dachten halt, ich wäre auf der Flucht und so.“ (Emre)

Viele Menschen rennen auf Bahnhöfen, wenn sie es eilig haben, aber die wenigsten werden deswegen angehalten. Solche Erfahrungen machen zunehmend junge Männer mit sichtbarem Migrationshintergrund. Dies illustriert die ungleiche Position – hier: arabisch-stämmiger – Jugendlicher im Vergleich zu weißen Deutschen oder weißen Migranten. Dass diese konstruierte Sichtbarkeit mit einem kriminalisierten Stigma verbunden ist, wird durch den regen Kontakt zwischen der Polizei und diesen Jugendlichen im Rahmen der Kontrollen indiziert:

„Ich streite mich immer mit der Polizei, weil die uns immer beschuldigen, bei jeder Scheiße. Die kommen auch immer hierher, nehmen uns hoch, (...) kontrollieren uns, greifen dir in die Eier, alles. (...) Ich sage immer zu den Bullen, wenn die uns festnehmen: ‚immer gegen Schwarzköpfe, (...) immer gegen uns Kanaken.“ (Leo)

Andere Studien verweisen auf ähnliche Erfahrungen von Jugendlichen, wo die Betroffenen die erlebte Diskriminierung mit ihrem äußeren Erscheinungsbild verknüpften und Erklärungsmustern wie „...weil ich schwarze Haare hatte“ (siehe Melter 2005: 29). Dass sich die männlichen Jugendgruppen durch regelmäßige Polizei-Kontrollen auch „über-kriminalisiert“ wissen, und dass dies zu ihrem Stigma beiträgt, erklärt Sami:

„Man fühlt sich sehr eklig. Weil ich wohne hier, meine halbe Familie wohnt hier. Die ganzen Nachbarn, die uns sehen, die vorbeilaufen und wenn die Polizei uns anhält und die uns nicht gehen lassen, bevor die ganze Sache geklärt ist, gucken uns die Leute schief an und denken sich, wir sind irgendwelche Schwerverbrecher und haben irgendwas geklaut oder irgendwas geraubt oder irgendwas anderes gemacht.“ (Sami)

Manche betonen dabei, wie sie gezielt bestimmte Orte wie das Kottbusser Tor und den „Görli“ meiden, gerade weil sie dort erwarten in eine „Routine-Kontrolle“ zu geraten. Das Unter-Generalverdacht-Stehen im Rahmen von Polizei-Kontrollen stellt eine Form der Stigmatisierung männlicher Jugendlicher aus den zwei Siedlungen dar, die es zu berücksichtigen gilt. Diese

Erfahrungswerte wirken sich auch auf das Verhältnis der Jugendlichen zur Polizei aus, das auf Antipathie, Misstrauen und manchmal auch gegenseitigem Provozieren beruht. Wie so eine Diskussion zwischen Jugendlichen und PolizistInnen aus Sicht ersterer verläuft, schildert Sami:

„Ja, dann wird mit der Polizei diskutiert. Also die Jungs können auf gut Deutsch gesagt nicht die Schnauze halten und versuchen mit der Polizei zu diskutieren. (...) Was weiß ich, was wollt ihr? Was hab ich schon wieder gemacht? Nehmt doch die Drogendealer hoch!“ (...) Die Jungs sagen dann: „schnappt euch doch mal die großen Fische, was wollt ihr denn von uns?“ und solche Dinge kommen dann.“ (Sami)

Gleichzeitig differenzieren einige Jugendliche zwischen „korrekten“ und „nicht korrekten“ Polizei-begegnungen. Sie kommunizierten auch Verständnis gegenüber der Polizei-Präsenz und sehen auch die Notwendigkeit in der Polizeiarbeit. Genauso wie der von uns interviewte Polizei-Experte der Meinung war, die Polizei bildet einen Querschnitt der Gesellschaft ab (wobei weitere Polizei-vertreterInnen beim Runden Tisch im März 2018 jedoch betonten, dass es aus ihrer Sicht keinen strukturellen Rassismus innerhalb der Polizei als Institution gibt), vermitteln manche Jugendliche, dass es „gute und schlechte“ gibt:

„[INT.: Wie sind die da [Polizei] zu euch?]

[P3]: Hauptsächlich grob.

[P2]: Nicht immer, ja. Die sind schon scheiße.

[P3]: Es gibt gute und schlechte Bullen.

[P1]: Manche, könntest du sogar sagen, dass die rechtsradikal sind.

[P3]: Wenn du Glück hast, erwischst du einen guten, wenn du kein Glück hast-

[P1]: Kontrolliert dich ein schlechter und versucht dich noch zu provozieren. Und wenn du drauf eingehen solltest, versucht er dich nieder zu machen. Wegen Beamtenbeleidigung oder wegen körperlicher was weiß ich, irgendwas. Er versucht dich auf höchstem Niveau zu provozieren, damit du irgendetwas machst, damit er dich auf den Boden werfen kann und mit Handschellen abführen kann. Also die legen's drauf an. Die wissen. Einige sind so, wie gesagt, rechtsradikal, von den Bullen auch. Also, nur weil du Bulle bist, hältst du dich nicht hundertprozentig an das Gesetz. So, du sollst freundlich mit deinem Umfeld sein, das haben die nicht drauf. Einige wollen das einfach ignorieren und machen trotzdem ihren Scheiß. Bulle ist nicht gleich guter Mann oder so, sondern er ist auch einfach nur ein Mensch, und er hat seine eigenen Perspektiven. Und daran hält er fest und versucht es halt in Wirklichkeit umzusetzen. Wenn er keine Ausländer mag, dann versucht er sich eher an Ausländern und provoziert die, um die einfach mal aufn Boden zu schmeißen, bisschen nachzutreten und mitzunehmen.“ (Gruppeninterview 2)

Da der Großteil der Jugendlichen aus den zwei Wohngebieten einen Migrationshintergrund hat und Jugendliche im öffentlichen Raum generell stärker durch ihren Umgang untereinander – ihre Angewohnheiten wie Marihuana-, Alkoholkonsum oder Klagen von anderen AnwohnerInnen – die Aufmerksamkeit der Polizei erwecken, ist es schwierig zu sagen, ob migrantische Jugendliche öfter kontrolliert werden als andere Jugendliche. Denn Jugendliche ohne Migrationshintergrund gibt es am Mehringplatz und der Düttmann-Siedlung kaum. Allerdings machen die von uns befragten jungen Männer diese Erfahrung auch außerhalb ihres Kiezes, wo sogar das Zur-Arbeit-Rennen zur Polizeibefragung führen kann. Zusätzlich zu ihren Polizei-Erfahrungen, sehen die Jugendlichen sich auch manchmal in den Augen von anderen AnwohnerInnen als unerwünscht. In dem Fall ergeben sich diese Erfahrungen eher aus lokalen Nutzungskonflikten.

5.3 Nutzungskonflikte

„Es ist ja nur so ein Gefühl, (...) beängstigendes Gefühl. (...) Man läuft über einen Platz oder über eine Straße und es kommen einem fünf, sechs Jugendliche entgegen. Unter Umständen reden die dann laut, lachen, schupsen sich. Na, 60/70 Prozent wechseln die Straße, ich unter Umständen auch. Guck mir das an, muss ja nicht sein, so. Aber heißt das jetzt, die würden mir Gewalt antun, nur weil ich vorbeilaufe? Nö. Aber vom Gefühl her ist es schon vielleicht nicht ganz so einfach. Wir hatten auch schon die Diskussionen (...) vor ein oder zwei Jahren, Gewalt gegen Frauen, jetzt allgemein, ja, ganz schlimm, ganz schlimm. (...) Wie viele Frauen sind denn körperlich angegangen worden überhaupt? (...) Das wusste keiner. So, aber das Gefühl: ‚ich kann nicht mehr durch die

Straßen laufen‘ war da. Wie geht man dann damit um? (...) Blöd, so ein Gefühl zu haben. Aber es konnte keiner einen konkreten Vorfall sagen.“ (Experte II)

Heißt es, wenn man keine konkrete Häufigkeit an Vorfällen hat, sollte man relativieren und an dem Platz ist gar nichts los? Nein, und es wichtig zwischen ethnizierenden Grenzziehungen – geprägt von generalisierenden Stereotypen, die in lokalen Konflikten produziert werden (siehe Blokland 2003) – und anderen diskriminierenden Praktiken zu differenzieren. Nicht, um das eine zu verurteilen und das andere nicht, sondern weil das Verstehen der Praktiken von Grenzziehungen notwendig ist, um an Lösungen arbeiten zu können. Die Siedlungen sind in diesem Sinne Beispiele von ganz normalen Nachbarschaften, wo unterschiedliche AnwohnerInnen verschiedene Auffassungen davon haben, wie man zu leben hat, und sich dann belästigt fühlen, wenn die Lebensweise der einen der Lebensweise der anderen im Weg steht. Darum ist es wichtig, dass ein Rechter, der „Ausländer raus“ bei einer genehmigten Demo am Heimatort dieser Jugendlichen ruft, nicht die gleiche Form hat und nicht aus den gleichen sozialen Dynamiken entsteht, wie der Anwohner, der Gegenstände aus dem Fenster schmeißt, über den wir gleich noch erfahren werden.

Die Präsenz unterschiedlicher Gruppen im öffentlichen Raum führt häufig zu Konflikten, wenn unterschiedliche Nutzungsformen oder -Ansprüche aufeinandertreffen. Viele Autoren (u.a. Britton 2008; Mitchell 1995; Williams 1985) argumentieren, dass diese Nutzungsformen dazu führen, dass Unterschiede in Klasse/Schicht, Ethnizität und besondere Bedürfnislagen von den Beteiligten angewendet werden, also Grenzen produziert werden, um diesen Konflikten Sinn zu geben und sie sozial einzuordnen. Dabei sind Konflikte nicht selten auf Missverständnisse zurückzuführen, wobei die Nutzung durch andere Gruppen durch mangelnde Bekanntschaft fälschlich interpretiert wird, beispielsweise im Fall sogenannter „Spaßkämpfe“ unter Jugendlichen. Da, wie erwähnt, die Diversität an Nutzergruppen am Mehringplatz, durch die bauliche Struktur und Einbettung in die städtische Infrastruktur, eine andere ist als in der Düttmann-Siedlung, sehen die Jugendlichen diese Probleme dort auch stärker. Sie gehen anderen AnwohnerInnen auf die Nerven und wissen das auch:

„Es ist komisch, man geht davon aus, dass wir vom Mensch her alle Arschlöcher sind. Aber sie kennen uns kaum. Man hat auch nicht die Möglichkeit, mit diesen Menschen zu reden, weil dieser Mensch lässt sich nicht an sich ran und denkt ich bin direkt ein Schlimmer.“ (Sami)

Weiter führt Sami aus, wie auch relativ harmlose Verhaltensweisen von Jugendlichen Ängste bei den Nachbarn verursachen können, wie etwa Spaßkämpfe unter Peers:

„Wenn’s kalt ist, sind wir, um ehrlich zu sein, in irgendwelchen Treppenhäusern – und ja es geht manchmal rund zu. Da kommen immer die neuesten Stories raus und man wird immer echt toll unterhalten. (...) Jungs kämpfen gerne untereinander, aber aus Spaß. Es geht auch wirklich zur Sache, aber es ist alles auf einer Basis, die witzig ist so, wenn [der eine dumm war, wird er gescheuert] und so. Das finden wir witzig, also das ist witzig, so, und das ist auch normal, aber von außen würde ein anderer denken, das ist so nicht in Ordnung.“ (Sami)

Die Jungs, die sich oft im „Loch“ aufhalten, erzählten uns von Vorfällen, wo sich andere AnwohnerInnen über ihre Anwesenheit und Lautstärke beschwerten und dabei auch Gegenstände aus dem Fenster in ihre Richtung warfen:

„[INT.: Gibt’s so Konflikte mit anderen Anwohnern hier?]

Auch, auch, auch, die schmeißen hier immer was runter, von ganz oben. Aber wir wissen ja nicht welcher Hurensohn das ist. Einmal wurde hier ‘ne Mikrowelle runtergeschmissen.

[INT.: Okay krass.]

Ne Mikrowelle!

[INT.: Jetzt in eure Richtung oder?]

Ja, hier, wir saßen alle hier, wir sind ja laut. Trinken bisschen Alkohol, bisschen.“ (Leo)

Der Jugendamt-Experte hat über die Jahre immer die gleiche Erfahrung gemacht:

„Also Jugend hat immer ein Problem, seit tausenden von Jahren hat Jugend ein Problem. Ich glaube, die alten Griechen haben schon geschaut, was soll aus so einer Generation werden, die

Jugendlichen von heute sind ja Mist sozusagen. Die haben immer, immer ein Problem (...): „Aunden wird ja nie was, die Generation ist verdorben.“ (Experte II)

So wurde am Mehringplatz die Präsenz der Jungs von älteren lokal engagierten BewohnerInnen im Rahmen einer Arbeitsgruppenveranstaltung im Quartiersmanagement mit einem Angst- und Unsicherheitsgefühl verbunden, wobei neben Jugendlichen auch weitere – mutmaßlich migrantische oder ausländische männliche Gruppierungen, welche den öffentlichen Raum regelmäßig nutzen (Trinkerszene und Drogennutzer) – als Personen adressiert wurden, die zu einem „Unruhezustand“ beitragen (Feldnotiz 12). In Kontexten wie diesen, werden Handlungen problematisierter Jugendgruppen oftmals homogenisiert. Dies wird von einer Gesprächsmethode gefördert, bei der mehr über Gefühle und Meinungen, statt über konkrete Erfahrungen gesprochen wird. So betrifft die Diskussion schnell nur „problematische“ Akteure. Dabei liegt das Konfliktlösungspotential nicht in der Frage, wie der Andere ist, sondern darin, wie man die Situation anders gestalten könnte. Da aber das Problemverhalten als isoliertes und nicht relationales Phänomen, und als Charakteristik der Personen und nicht als gesellschaftlich produzierte Dynamik, verstanden wird, kommt es nicht zum Austausch. So wird das Verhalten der Jungs eindimensional, und ihnen wird in dem Prozess schnell ein Image von lokalen „Folk Devils“ (Cohen 1972) zugeschrieben (ohne dass jemand das vorher so vorhatte). Viele soziologische Studien haben belegt, dass das subjektive Unsicherheitsempfinden nicht von der objektiven Gefahr abhängt. So argumentiert etwa Sally E. Merry (1981), dass eine gefühlte Unsicherheit entstehen kann, wenn es in einer Nachbarschaft keine festen sozialen Beziehungen über soziale Grenzen hinweg gibt (zum Beispiel schichtübergreifend oder zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen). Demnach sind es soziale Bindungen – und nicht etwa sinkende Kriminalitätsstatistiken – die ein Sicherheitsgefühl unter der Bewohnerschaft fördern.

Die historisch – vom Jugendamt-Experten benannte – immer wiederkehrende These der „verdorbenen Jugend“ wird aber nicht allen Jugendlichen gleichermaßen zugeschrieben. Wenn in Berlin über „Probleme“ der Jugend geredet wird, dann passiert das vor allem in Bezug zu Quartieren wie Wedding, Neukölln oder Kreuzberg, und den Ost-Berliner Vierteln wie Marzahn. Es wird also nicht Jugend allgemein adressiert, sondern insbesondere arme Jugend – und zudem arme Jugend, die entweder Ost-Biografie oder Migrationshintergrund hat. Die „verlorene Generation“ findet man demnach in bestimmten Teilen der Stadt, und sie hat bestimmte visuelle Merkmale: von den Jogginghosen in Marzahn, die Berliner Zeitungen ohne weitere Überlegungen zum Stereotyp machen, bis zum „südländischen Aussehen“ in Neukölln oder Kreuzberg.

Die Experteninterviews wie auch die informellen Gespräche mit SozialarbeiterInnen und dem Quartiersmanagement haben bei uns die Frage aufgeworfen, ob das Problem der Jugendlichen in den Siedlungen vielleicht auch damit zusammenhängt, dass in letzter Zeit sowohl in der Mehringplatz-Umgebung als auch im Graefe-Kiez die Mietpreis- und Bevölkerungsstruktur-Entwicklung auf Gentrifizierung hinweisen. Es ist nicht auszuschließen, dass die Problematisierung der Jugenddelinquenz in diesen Orten, die ja – wie in Kapitel 2 gezeigt – nicht kontinuierlich gestiegen ist, mit der Präsenz einer Bewohnergruppe zusammenhängt, die nicht an den sozialen Netzwerken von diesen „alteingesessenen“ AnwohnerInnen – den Jugendlichen und ihren Familien – teilhaben, sie als fremd erfahren und sich von ihrem Verhalten beängstigen lassen. Die Kriminalisierung der Jugend im öffentlichen Diskurs ist ethnisiert: es sind *bestimmte* Jugendliche, die unter dem Generalverdacht der Delinquenz stehen. Dass Public Familiarity hier eine Rolle spielt, wird klar, wenn die Jugendlichen erzählen, dass sie vor allem schwierige Verhältnisse mit erwachsenen AnwohnerInnen haben, die sie nicht wirklich kennen, die ihnen relativ unbekannt sind. In dieser Hinsicht differenzierten sie vermehrt zwischen „Deutschen“ und „Ausländern“:

„[INT.: Und wie ist so die Beziehung hier untereinander, unter den Bewohnern, auch zwischen Jugendlichen und Erwachsenen?]

[Ilkay]: Zwischen den Jugendlichen und Erwachsenen- Ausländern, sag ich jetzt mal, ist das Verhältnis eigentlich viel besser. Also eigentlich relativ sehr gut. Aber, ich will jetzt nicht unhöflich klingen oder so, aber eher mit den Deutschen, so, ist das ein bisschen komisch. Weil manche davon bezeichnen uns als asozial, weil wir sozusagen unsere Siedlung verteidigen. Und es gibt auch

manche, mit denen versteht man sich eigentlich auch relativ gut, so wie bei den Ausländern. Aber so die Mehrheit, sag ich jetzt mal, ist eher dagegen.“ (Gruppeninterview 4)

Aus anderen Erzählungen wird deutlich, dass da, wo eine Public Familiarity bei den Beteiligten vorhanden ist, eine Vertrautheit generiert wird, die einem Unsicherheitsgefühl positiv entgegenwirkt:

„Meine Mutter arbeitet hier zum Beispiel vorne bei [Laden-Name], macht da abends sauber, schließt den Laden dann auch noch ab und so weiter. Und sie sagt halt auch selber, wenn sie Jugendliche, einen Jugendlichen von hier sieht, sozusagen - und bei [Laden-Name] ist es natürlich, gerade wenn man abschließt und so, die Gefährdung, dass jemand doch noch reinrennt und was klaut. (...) Aber sie sagt selber, ähm: ‚wenn das passieren sollte, die Jugendlichen, die wissen, glaube ich, wer ich bin‘. Sozusagen, dass es auch meine Mutter ist, und sie hat keine Angst vor den Jugendlichen. Vielleicht gibt es hier ältere Leute, sechzig Jahre, siebzig Jahre alt, aber sorry, die haben auch Wahnvorstellungen und keine Ahnung, was mit dem Alter natürlich-, die dann natürlich Angst haben.“ (Diego)

Lassen Sie uns an dieser Stelle nochmal in Erinnerung bringen, wie die Jugendlichen in ihren Auffassungen von Kriminalität zwischen „Scheiße bauen“ und Delikten wie Diebstahl oder Raub unterscheiden. Aus der Polizei-Statistik in Kapitel 2 ging hervor, dass am Mehringplatz Straftaten in Form von einfachem oder schwerem Diebstahl präsenter waren als in der Düttmann-Siedlung. Dabei muss beachtet werden, dass es gerade am Mehringplatz Läden gibt, wo man klauen kann. In der Düttmann-Siedlung ist das nicht der Fall. Dort wird also „nur“ Scheiße gebaut, während es am Mehringplatz Kriminalität gibt – aus der Perspektive der Jugendlichen betrachtet. So meint Diego, dass seine Mutter vor den Jugendlichen keine Angst haben muss, gerade da die Jugendlichen eine normative Perspektive auf das Klauen haben. Sie lehnen zwar das Delikt nicht unbedingt ab, aber verstehen es so, dass es andere Marginalisierte nicht benachteiligen darf. Genauso haben sie auch gesagt, dass man einer alten Oma aus der Umgebung nicht die Tasche klauen sollte. Das bringt also ihr Verständnis von Kriminalität und wen es treffen darf, Public Familiarity und die Erfahrung, dass ihre Nachbarschaft ihr Zuhause ist, und sie sich selbst als AnwohnerInnen mit einer bestimmten Verantwortung für den Kiez verstehen, zusammen. Die Kriminalitäts-Statistiken der Düttmann-Siedlung sind ganz anders. Da müsste man sich fragen, was genau passiert ist (aber genauere Hinweise zu den dort jüngst dominanten „sonstigen Straftaten“ konnten wir nicht prüfen). In unserem nächsten Abschnitt zeigt sich, dass möglicherweise ein Teil dieser „sonstigen“ Straftaten mit ihrer Nachbarschaftsnutzung und lokalen Konflikten zusammenhängt. Hier zeigt sich auch, dass die Komfort-Zone der Public Familiarity nicht unbedingt nur positive Erfahrungen, sondern auch Konflikte hervorbringen kann. Was Public Familiarity leistet, ist die Reduzierung der Verunsicherung. Und nicht mehr als das.

5.4 Zu Hause und doch „Scheiße bauen“

Auch dort, wo die Jugendlichen ihre Komfort-Zone konstruieren, bauen sie „Scheiße“. So randalierten sie etwa im Jugendtreff und machten dabei das, was eigentlich für sie da ist, kaputt. Der Drehpunkt in der Düttmann-Siedlung wird generell positiv gesehen. Die SozialarbeiterInnen sind für einige der Jugendlichen wichtige Ressourcen für den Bereich Schule, Ausbildung und Arbeit. Die Mehringplatz-Jungs haben ein durchweg positives Bild der Outreach-Streetworker, weil sie ihnen zuhören, für sie oftmals da sind, Events organisieren. So schilderte Fredi zum Beispiel:

„[Streetworker Name] hilft mir (...). Wir waren beim BIZ, dann haben wir mit dem geredet und er meinte: ‚Ja, wir besorgen dir eine Schule und so‘. (...) BIZ ist dieses Berufs-Informationszentrum dort, die helfen dir für Schule und so. Oder zum Beispiel, wenn du grad keine Schule hast, dann kriegst du einen Brief von denen und musst da hin, sonst streichen die von deiner Mutter das Jobcenter Kindergeld. Weil, kein Geld, wenn du nicht mal zur Schule gehst und machst nichts, so.“ (Fredi)

Anders ist das Verhältnis zur KMA, wo viele der befragten Mehringplatz-Jungs von Spannungen berichteten, obwohl für diese Einrichtung auch Positivbeispiele wie Hausaufgaben- und Ausbildungshilfe genannt wurden. Die Düttmann-Jugendlichen betonen die Wichtigkeit des

Drehpunkts in seiner ratgebenden Rolle. In folgender Erzählung von Emre fällt auf, dass die Mutter den Weg zum Sozialarbeiter für ihren Sohn fand:

„Ich hatte noch eine Woche Zeit, also ich musste morgen Praktikumsvertrag abgeben. Dann meinte ich zu meiner Mutter: ‚Ma, ich brauche einen Praktikumsplatz‘. Dann ist sie zu [Name Drehpunkt-Mitarbeiter] gegangen und dann hat er sich darum gekümmert, dann hat er mich angerufen und meinte: ‚komm mal zu mir‘, dann meinte ich ok, dann hat er mir das organisiert, und er meinte: ‚morgen gehen wir gemeinsam dorthin‘. Bin ich auch hingegangen. Dann hat er mir gezeigt, was ich machen soll und so, dann ist er halt losgegangen, dann war ich da für zwei Wochen, war ganz cool. (...) Hätte ich den Praktikumsvertrag nicht abgegeben, hätte ich eine 6 bekommen auf dem Zeugnis und deswegen, ich bin ihm dafür sehr dankbar, hat mich rausgerettet.

[INT.: und wenn du jetzt, sagen wir mal, die Schule fertig hast...]

[Name Drehpunkt-Mitarbeiter] hat mit vor ein paar Tagen was ausgedruckt. Er hat mir gesagt in welche Richtung, ich meinte Automechaniker, da hat er mir was ausgedruckt. Er meinte: ‚wenn du willst, können wir uns zusammensetzen und Bewerbungen schreiben ab April‘. Ich find [Name Drehpunkt-Mitarbeiter] ist so für mich, er will mir helfen bei allem, so. Ich find’s voll cool von ihm. Weiß nicht, was ich ihm zurückgeben soll.“ (Emre)

Aziz und Kerem erzählten, wie sie im Drehpunkt auch für die Schule lernen oder Materialien drucken können:

„Wenn ich halt schulische, sage ich mal, schulische Hilfe brauche und so – die machen ja auch hier [im Drehpunkt] bis 17 halt, die arbeiten nur mit Leuten, die 17 Jahre alt sind, komm ich trotzdem hierher, kann trotzdem nach oben, Nachhilferaum, lernen. Und, wenn ich irgendwas brauche, komm ich einfach hierher zu [Name Drehpunkt-Mitarbeiter], rede mit denen.“ (Aziz)

„Der Drehpunkt ist so ein Chillort, wo man sich halt entspannen kann, wenn man für die Schule noch Hausaufgaben hat, vielleicht MSA-Präsentation arbeiten. Da komm ich hier hin, da gibts auch PCs und Drucker halt, dann arbeite ich hier weiter.“ (Kerem)

Es gibt also vieles, das die Jugendlichen am Drehpunkt loben. Anfangs sah es aus, als hätte ein Vorkommnis überhaupt keinen Kontext: „Scheiße“ gebaut aus Dummheit in der Gruppe, wo alle es sich gegenseitig beweisen wollen. Ilkay erklärt es mit dem Muster der Pubertät und des Gruppendrucks, redet von „Dummheit“:

„[Ilkay]: [Es] wurde der [Jugendtreff] aus Jux, sag ich jetzt mal, demoliert. Die Kissen wurden aufgerissen, Sofas wurden auch aufgerissen, alle sind verrückt geworden, alle haben verrückt gespielt. (...)

[INT.: Und warum ist es dazu gekommen, dass das so eskaliert ist?]

[Ilkay]: Ich sag mal so, wir waren alle in einer Jungsgruppe, und wenn man so unter einer jugendlichen Jungsgruppe ist, spielt man schnell verrückt.

[INT.: Und wenn du sagst, so in der Jungsgruppe spielt man verrückt, woran liegt das?]

[Ilkay]: Manche kommen erst so in die Pubertät rein, so von 13 bis 17/18 Jahren, und die meisten kommen so in die Pubertät, und wenn man so unter einer jugendlichen Gruppe ist, dann kommen schon die dümmsten Gedanken. Da kommt man schon auf dumme Gedanken, und da macht man einfach mal, da will man sich halt so beweisen unter den Jungs so, da will man so zeigen, was man so drauf hat.“ (Gruppeninterview 4)

Allerdings hat dieses Vorkommnis eine etwas kompliziertere Geschichte. Hier prallten zwei Logiken aufeinander. In der institutionell und auch gesellschaftlich akzeptierten Definition von Gewalt haben wir uns eine starke Trennung zwischen körperlicher Gewalt und Beleidigungen, Beschimpfungen angewöhnt. Auch wenn man grundsätzlich andere nicht beschimpfen soll, ist unsere Toleranz gegenüber Worten größer als gegenüber Schlägen, Tritten oder „Nackenschellen“ – egal, ob diese aus „Spaß“ entstehen oder nicht. Auch wenn sich diese Toleranzschwelle in den letzten Jahren in den öffentlichen Diskussionen verschiebt (die #blacklivesmatter, #metoo and #metwo Social-Media-Diskussionen sind Beispiele und Katalysatoren davon), besteht dieser Unterschied fort. Aber Worte garantieren keine gewaltfreie Kommunikation. In einer Schule, wo wenig gehauen wird, finden genauso Praktiken von Runtermachen und Ausschließen statt, und Gruppendynamiken spielen dort ebenfalls eine große Rolle. In diesem Sinne sind auch die Verletzungen jener SchülerInnen, die keine Nackenschelle bekommen haben, groß. Da die Art

dieses „Spaßes“ aber immer auf einer Ebene von „er sagt/sie sagt/stimmt nicht/stimmt“ bleibt und generell kaum sichtbar ist, werden diese TäterInnen auch nicht „auffällig“. Und die Polizei kommt schon gar nicht dazu dies zu untersuchen. Anders ist das bei den Jugendlichen, die statt der Gewalt mit Worten physische Gewalt nutzen, um Gruppen-Hierarchien zu erstellen bzw. sich am Runtermachen von Anderen „hochziehen“. Darin reflektiert sich erstmal bei einem Teil der Jugendlichen ein Verständnis des Ausübens von Macht durch körperliche Gewalt. Erziehungsmacht, die in der Beziehung von Eltern und Kindern zum Ausdruck kommt, wird in manchen Elternhäusern durch die Strafen wie Hausarrest, Handy-Einzug oder Fernseh-Verbot ausgeübt. Es wird vermittelt, dass Kinder die Konsequenzen ihres Handelns tragen müssen, wenn sie sich nicht an Vorschriften halten, die die Eltern aufgestellt haben. Die Strafe ist dann in erster Linie keine Konsequenz der Handlung, aber eine Ausübung von Macht: Ich sage dir, was du zu tun hast, und wenn du gegen meine Regeln – die ich in deinem Interesse formuliert habe – verstößt, entscheide ich über deine Bestrafung. Gesellschaftlich wird generell dieser Teil der Erziehung, diese Macht- oder Gewalt-Ausübung, akzeptiert oder erwünscht. Die Anwendung von körperlicher Gewalt, die als soziales Prinzip nicht essenziell anders ist – ich sage dir, was du zu tun hast, und wenn du gegen meine Regeln, die ich in deinem Interesse formuliert habe, verstößt, dann bekommst du Schläge –, ist eine Straftat und gefährdet das Kindeswohl. Allerdings ist diese Art der Disziplinierung bei manchen Jugendlichen internalisiert, als normative und situative Normalität. Leroy erklärt das so:

„Einmal zum Beispiel jetzt, mein großer Bruder zu mir: ‚Brich nirgendswo ein‘ - und ich mach es - und er gibt mir eine Klatsche. Und ich bin dann sauer. Aber warum bin ich dann sauer? Du darfst dann nicht sauer sein. Er will doch das Beste, er will doch nicht, dass du irgendwas Falsches machst. Das, und dann denkt sie, ja, ich hasse meinen Bruder, er hat mich geschlagen, weil ich das gemacht habe. Nein, er hat dich geschlagen, weil er dich liebt, weil er dich davon abhalten will, irgendwas zu tun.“ (Leroy)

Wie bereits erwähnt, kann Gewalt im Erziehungskontext als „Hintergrundfaktor für eine gewisse Normalität des jugendlichen Gewaltverhaltens“ verstanden werden (Lüter 2016: 106). Das müsste aber genauer formuliert heißen: das *Anwenden von körperlicher Gewalt* trägt als Hintergrundfaktor bei. In dem Jugendclub oder der Schule darf man sich nicht schlagen. Und dann wird es schwer. Die Jugendlichen gehen von hierarchischen Verhältnissen aus, nämlich, dass die Größeren den Kleineren zeigen, wo es lang geht. Das machen nicht nur Eltern, sondern auch andere ältere Familienmitglieder. Dass Erziehung nur eine Frage von einem Vater und einer Mutter in einer Kleinfamilie ist, war nicht zu allen Zeiten so und ist kein globales Phänomen. Wenn Praktiken des „ganzen Hauses“ in der Erziehung normativ und situativ normal sind, Respekt und Ehre mit Generation und Gender verbunden sind, und auch Schellen nicht außergewöhnlich sind, stößt diese Alltagslogik auf eine abweichende institutionelle Logik. Es kommt im Jugendclub zu Problemen:

„Aber bei den Kleinen ist das anders. Wenn man mit denen streitet, die sind meistens frech. Wir sind nie frech zu den Älteren, aber die sind oft frech zu uns, ohne einen Grund, weil die sich vor ihren Freunden beweisen wollen. (...) Wir versuchen nett zu sein zu denen, auf einmal nutzen sie das aus und werden frech uns gegenüber, sobald wir einen Nacken geben, eine Schelle geben, dann kriegen wir Ärger und Hausverbot, und dann fühlen sie sich nochmal stark, sagen: ‚Ja, er kann mir nix machen, ich kann ihn weiter beleidigen, kommen die [Mitarbeiter] und beschützen mich‘. (...) Ja, das ist das Problem.“ (Leroy)

Leroy erklärt weiter, wie es seiner Erfahrung nach zum Kaputtmachen der Ausstattung in ihrem Jugendtreff kam:

„Es kam dazu, (...) einer von den Älteren (...) hat Hausverbot bekommen, weil ein kleines Kind war die ganze Zeit frech, und er hat zu denen [Mitarbeitern] gesagt (...): ‚Sag ihm was, er ist frech.‘ (...) Am Ende hat er ihm eine Schelle gegeben. Und dann [von Mitarbeiter]: ‚Warum gibst du ihm eine Schelle?‘, die ganze Zeit sagt er: ‚Sag ihm was, du sagst ihm nichts.‘ ‚Natürlich gebe ich ihm eine Schelle, nicht mal mein kleiner Bruder beleidigt mich! Er soll mich beleidigen, noch nicht mal meine Freunde beleidigen mich, er soll mich beleidigen‘. Und am Ende, Hausverbot bekommen. Und dann haben wir gemeint: ‚Warum hat er eigentlich Hausverbot? Er hat doch Recht!‘ Weil wir alle derselben Meinung waren. Aber die Jugendtreff – Jugendarbeiter waren anderer Meinung als

wir. Danach waren alle gegeneinander. Und dann wurden Stühle geworfen (...) und die Spannung wurde halt immer so heißer. Und irgendwann kam's so dazu, dass einer ausgerastet ist, dann haben alle rumgeschrien. Couch weggetreten, so kam's halt dazu.“ (Leroy)

Vergleichbar ist eine Erzählung aus einem anderen Jugendclub, wo es ebenfalls zu Vandalismus kam. Die „Tit for Tat“-Logik („Rachezug“) suggeriert eine Spirale in Verhältnissen, so wie sie oft entstehen, wenn die Bestrafung mit relativ viel Interpretationsfreiheit bezüglich der Tat möglich ist. Weil der/die SozialarbeiterIn sich im Recht sieht, aber sich nach einer Androhung von Strafe nicht mehr ohne einen Autoritätsverlust rausziehen kann, greift auch die Durchsetzung des Hausverbots in die Autorität ein. Die Jugendlichen erklären aus ihrer Sicht, dass die MitarbeiterInnen des Öfteren keine Grenze zwischen Spaß und Ernst sehen. Tatsächlich gehen sie gar nicht von so einer Grenze aus, da man auch nicht aus Spaß jemanden schlagen kann.

„Ich hab mal ausversehen Spaß erlaubt mit jemandem. Hausverbot, eine Woche. Wofür so? Der Typ versteht das doch. Oder man kämpft aus Spaß untereinander in [dem Jugendklub] vielleicht, aber es gibt's alles Jungs im Raum, sag ich mal. Man kämpft so aus Spaß so, man ringt sich, man macht nichts kaputt, also sozusagen, nix ist kaputt gegangen, auch wenn man auf die Couch zusammen springt. ‚Ej wah wah wah – Hausverbot!‘ Dann macht man doch aus Prinzip kaputt, oder nicht? (...) Eine Rache Aktion, (...) Rachezug einfach.“ (Jerome)

Als problematisch erfahren die Jugendlichen nicht nur, dass es oft keine Grenze zwischen Spaß und Ernst gibt, so wie sie selbst diese Grenze in ihrer Peergroup außerhalb der Institutionen verhandeln und handhaben – übrigens auch mit unterschiedlichem Erfolg. Problematisch ist für sie auch, dass nicht immer konsequent bestimmt ist, welche Taten mit Hausverbot bestraft werden. Zudem finden sie es schwierig, dass sie zuweilen auch bei unklarer oder mangelnder Beweislage bestraft werden. So meinen sie über das Verhältnis zwischen Jugendarbeit, Security und Jugendlichen: „Die Security hat immer Recht“. Hausverbote sind Entscheidungen im eigenen Ermessen der MitarbeiterInnen. Manche Jugendlichen erfahren das so, dass sie kollektiv für die Handlungen von Individuen verantwortlich gemacht werden, ohne dass es Beweise gibt, dass sie die Täter waren, und dass dabei Mädchen und Security immer Recht haben:

„Ja, die hören irgendwas, ich hab, eine Scheibe wurde kaputtgemacht. Ich wurde auch nicht beschuldigt. Auf einmal, (...) ein Mädchen sagt so: ‚Ich hab was gehört, der wars, er wars, er wars, er wars, die warens‘ – ein Jahr Hausverbot! Ohne mit denen zu reden, oder sie zu fragen. Es sind 20, 30 Leute, wie soll man genau diesen einen wissen? Das Mädchen hat bestimmt auf einen Hass gehabt und hat einfach seinen Namen genannt. (...) Und was passiert? Sie sagt, sie petzt das und sie wurde auch Petze genannt, ich will keine Namen erwähnen. So, danach kam diese Chefin (...) und sagt: ‚Ey, Hausverbot, eine Woche, ein Jahr, ihr alle.‘ Selbst sogar dann später, hier noch gesagt: ‚Nein wir waren's nicht, wir waren's nicht.‘ Die haben nochmal Scheibe kaputt gemacht, also andere Personen – wurden wir beschuldigt. Hab auf Gott, auf alles geschworen sogar. Ich hab auch mit dem Chef (...) geredet – ein Jahr Hausverbot trotzdem. Und dann nicht nur die, auf einmal die ganze Gruppe. Ein Jahr war offener Treffpunkt nur für Mädchen geöffnet, eiskalt durchgezogen, ein Jahr durfte keiner rein. Aus Prinzip geht keiner mehr rein.“ (Jerome)

„[P2]: Einmal hat 'nen MP3-Player gefehlt und, bei Allah, ich war das nicht! Was passiert, schieß [Name Mitarbeiterin], sie meinte ich war das. Sie sagt: ‚das kannst du gewesen sein‘, und ich war das nicht! Und die glaubt bis heute, dass ich das war.“ (Gruppeninterview 3)

Die Jugendclubs haben in gewisser Hinsicht eine doppelte Position für die Jugendlichen: Auf der einen Seite vermitteln sie den Jugendlichen, dass sie immer willkommen sind und die Einrichtung für sie eine Komfort-Zone ist. Ihre Philosophie ist es ja, vertrauensvoll mit den Jugendlichen umzugehen, und der Club sollte auch ihr Club sein. Die Hausregeln haben aber keine kollektiv getragene Signatur. Darin liegt ein Konfliktpotential. Denn es ergibt sich eine Spannung zwischen der Vorstellung eines Raumes als Ort der Jugendlichen, wenn auf der anderen Seite die Vorgaben davon, wie man sich dort verhalten muss, von Anderen definiert werden, und es keine Schiedsrichter für Konfliktlösungen gibt, stattdessen aber „Regelvollstrecker“, die auch bei unklarer Beweislage Jugendlichen den Zugang zur Einrichtung untersagen können. Die Jugendclubs und ihr Personal sind im Grunde gar nicht an einer strengen Hierarchiestruktur orientiert, jedoch auch nicht demokratisch organisiert. Daraus entstehen Konflikte, die nicht die „Fehler“ individueller Jugendlicher oder MitarbeiterInnen sind, aus denen aber ein symbolischer

Aneignungsprozess verhandelt wird: Wem gehört der Club? Wer hat das Recht, die Regeln wie umzusetzen? Und mit welcher Transparenz? Aktuell sprechen Jugendliche am Mehringplatz von einer Erfahrung von Intransparenz und Willkür:

„[P3]: Wenn’s irgendetwas gab früher, haben wir versucht, eine Lösung zu finden, und jetzt gibt’s keine Lösungen mehr, einfach alle kommen nicht rein. Nach Lust und Laune bei denen einfach.“
(Gruppeninterview 3)

Die KMA wird dann von den Jugendlichen auch nicht unbedingt als ein Ort, in dem sie willkommen sind, gesehen. Während eines Gruppengesprächs mit den Jungs vom „Loch“, von denen viele Hausverbote in der KMA haben oder hatten, erzählen sie, dass „Sachen passiert sind“, aber vor allem, dass sie dort als Gruppe betrachtet werden:

„[P3]: Die [KMA] helfen eigentlich Jugendlichen, wenn die Probleme haben und so was, aber...

[P4]: Uns nicht.

[P3]: Uns irgendwie nicht so. Also wir sind auch nicht so herzlich eingeladen da drin. Wir kommen da auch gar nicht rein.

[P4]: Wir werden da so ohne Herz aufgenommen und so.

[P5]: Da ist so ’ne Atmosphäre so, ‚boah, die schon wieder‘.

[P2]: Wir müssen raus.

[P3]: Ja.

[P2]: Wir müssen raus.

[P3]: Wir haben Hausverbot, alle komplett so. Macht einer was, sind alle Schuld.

[P2]: Die nennen uns so die Gruppe halt, wir sind die Gruppe. (...)

[P3]: Ja, da sind so’n paar Sachen passiert, aber da kann man doch nicht die ganze Gruppe beschuldigen.“ (Gruppeninterview 3)

Beim letzteren Punkt spielt die Straßensozialarbeit eine wichtige Rolle. Am Mehringplatz sind bereits positive Ergebnisse erkennbar, insofern, als dass Jugendliche mit Hausverbot bei der KMA beim Outreach-Team einen alternativen Ansprechpartner haben, der auch aktiv auf sie zugeht. Das Verhältnis zwischen diesen Jugendlichen und Outreach scheint stabil und vertrauensbasiert zu sein. Was sie sich sonst wünschen würden, steht zentral in dem letzten Kapitel, wo es um die Frage geht, was die Jugendlichen aus ihrer Sicht brauchen.

6 Zusammenfassung und Empfehlungen

6.1 Konkrete Empfehlungen aus Sicht der Jugendlichen

Wir stellen Ihnen hier die Empfehlungen, die die Jugendlichen selbst formuliert haben, vor:

► Ein Ort zum Entspannen und Streetworker, die zuhören

Jugendeinrichtungen oder Streetworker-Angebote spielen eine wichtige Rolle für die Jugendlichen. Die KMA am Mehringplatz erfüllt aber für viele von ihnen die Rolle eines Ortes, wo sie sich entspannen können, nicht. Vor allem das Vermögen, erstmal richtig zuzuhören, schätzen die Jugendlichen hingegen an der Straßensozialarbeit. Die Erfahrung, gehört zu werden, schimmert da positiv durch. In manch anderen Kontexten, wie in der Schule, mit dem Sicherheitsdienst oder der Polizei zeigt sich eher, dass Jugendliche ganz viel zuhören müssen, aber wenig gehört werden. Am Mehringplatz fehlt ihnen ein Aufenthaltsort, wo sie sich zu Hause fühlen können. Den stellen sich die Jugendlichen wie folgt vor:

„Eine Einrichtung, wo die Jungs chillen können und dann, keine Ahnung, irgendwie Spaß haben können, ihre Faxen machen können, vielleicht sich sogar austoben können. So einen richtigen Sportraum, wo die Jungs sich austoben können und dann wieder rausgehen können und ihr Ding

machen können, und dann wiederkommen können. Dann müssen sie nicht in irgendwelche Treppenhäuser chillen und so.“ (Sami)

„Was ich als Jugendlicher will eigentlich, was eigentlich so gut wie alle wollen hier, einen Raum, wo man Karten spielen kann, wo es Internet gibt, wo man vielleicht auch Tee trinken könnte oder Kaffee. (...) Das findet eigentlich so gut wie jeder hier. Sonst nichts, sonst gibt's eigentlich keine großen Wünsche.“ (Mario)

„Ich würde hier ein freiwilliges Boxen anmelden, damit auch jeder wirklich boxen gehen kann, auch so da trainieren kann, mit Lichtern und so. Nicht sowas wie die KMA, die da irgendwie Spaß macht mit jedem, dass er gleich Hausverbot bekommt. Sowas ist Schwachsinn, wozu macht man denn so eine Einrichtung?“ (Emil)

Der Wunsch nach (noch) konkreteren Sportangeboten und einer Qualitätssteigerung der vorhandenen Infrastruktur wurde unter Jugendlichen aus beiden Siedlungen betont (z.B. eine bessere Ausstattung der Fußballplätze durch Lichtinstallation, besseren Bodenbelag usw.). In beiden Siedlungen sind es auch bauliche Missstände (aktuelle Baustellen, schlecht ausgestattete Spiel- und Sportplätze), die Jugendliche kritisieren:

„Die meisten Jungs hier aus der Siedlung, fast alle sind sportlich – sportliche Jungs... und der Fußballplatz hier, wenn es theoretisch nachts Lichter geben würde, dann würden die hier lieber spielen, als irgendwas zu machen. Einfach 'n bisschen Fußball zocken und wieder nach Hause.“ (Aziz)

„Wenn das Bezirksamt das irgendwann sehen sollte oder so, oder sehen soll, sag ich ganz ehrlich, kannst auch hinschreiben, die sollen für Jugendliche mehr, viel viel mehr, die brauchen wirklich besondere Hilfe, mehr Veranstaltungen. Damals waren hier jedes Jahr komplett, komplett, diese ganze Seite, mit Fußballturnieren, mit Pokalen, alles Mögliche, (...) Trampolin, Grillen, wurde gegrillt, wurde alles gemacht, für Jugendliche, umsonst.“ (Jerome)



Bild 3: Ein abgesperrter und verwahrloster Fußballplatz am Mehringplatz

Auch in der Düttmann-Siedlung ist der Bedarf nach mehr Freizeiträumlichkeiten gerade im Kontext der aktuellen Bauarbeiten und temporären Schließung des Nachbarschaftshauses inklusive der Drehpunkt-Räume gestiegen. Der Sportplatz, der von Jugendlichen damals selbst renoviert worden ist, ist heute teil-gesperrt und wird für Baumaterialien genutzt. Besonders bedacht ist diese Handhabung leider nicht. Der Teenager Miro äußerte im Gespräch mit uns, dass Jugendclubs 24 Stunden am Tag geöffnet sein sollten und fügte hinzu: „wär ich Bürgermeister von

Kreuzberg, würde ich mehr Jugendclubs öffnen“ (Miro). Jugendliche wie er fühlen sich nicht gehört. Er würde Politikern sagen:

„Ihr müsst mehr Jugendclubs öffnen, ihr müsst den Jüngeren, die jetzt bald älter werden, was bieten. Ihr müsst ihnen was bieten, dass die auch eine Zukunft haben, nicht auf der Straße Drogen verkaufen oder, keine Ahnung, so im Knast landen. (...) Das einzige, was fehlt, sind Jugendclubs – damit man Unterhaltung hat und nicht auf der Straße ist. Auf der Straße kommt man nur auf Dummheiten. Man sieht zum Beispiel ein Auto mit Schlüssel drinnen, man denkt sich sofort, ach klau ich das Auto.“ (Miro)

Die Jungs aus der Düttmann-Siedlung lobten den Drehpunkt als Ort, der ihnen sehr wichtig ist, trotz der Hausverbote:

„Wenn wir jetzt draußen nichts zu tun haben, dann können wir drinnen chillen. Oder falls unsere Eltern nicht zu Hause sind, und wir keinen Schlüssel haben, können wir auch herkommen.“ (David)

„[Ilkay]: also der Jugendtreff war für mich eigentlich sehr sehr wichtig. (...) Ich hab da sehr viel erlebt, ich hab da sehr sehr viel gemacht mit den Jugendtreff. Also, ich wüsste nicht wie mein Leben eigentlich hier aussehen würde ohne den Jugendtreff.“ (Gruppeninterview 4)

„Ich habe hier auch sehr viel erlebt mit dem Drehpunkt. Ja, schöne Reisen gemacht, hatten viel Spaß hier, und ich will nicht einfach so den Drehpunkt – jetzt sag ich mal – wegschmeißen. Ich will halt meine Zeit hier haben.“ (Aziz)

► **Erfahrungen machen und Vorbilder finden**

Die Jugendlichen haben erwähnt, dass sie ihren Kiez sehr mögen, auch wenn sie gleichzeitig die Beschränkungen sehen. Manche erinnern sich an Ausflüge und Fahrten, die sie aus dem Kiez führten. Die Förderung solcher Reisen ist aber immer mehr eingestellt worden, obwohl genau dort für die Jugendlichen das Potential liegt, ganz andere Erfahrungen zu sammeln. Manche glauben, dass Projekte mit älteren Personen, die in ihrer Jugend in einer ähnlichen Situation waren, und sich positiv weiterentwickelt haben, auch unterstützend wirken könnten:

„Die [Jugendlichen] brauchen auch etwas, wo jemand sie einfach motiviert und auch sagt: ‚hey, statt hier den ganzen Tag auf der Straße zu chillen, ich sehe dich ja jeden Tag hier, mach mal das und das‘ - und sie darauf zu motivieren. Es ist halt schwierig, aber man braucht jemanden, der das halt wirklich gut kann, und der schafft es dann auch. (...) Zum Beispiel einer, der früher selber von der Straße war oder so, der einfach nur kommt und sagt: ‚hey guck mal, ich habe jeden Tag früher Fußball gespielt, ich bin in einen Verein gegangen‘, das ist ja auch schon was Gutes für eine Person sozusagen. Wenn mir jemand sagt: ‚ey, guck mal, ich war früher auch jeden Tag Fußball spielen, ich war auch auf der Straße wie du, versuch du es doch auch einfach mal‘ – dann würde ich es auch einfach mal versuchen und vielleicht klappt es ja dann auch. Das ist dann wieder so eine Kopfsache, die motiviert.“ (Diego)

► **In Ruhe gelassen werden**

Wie bereits anfangs beschrieben, fühlen sich viele der Jungs in ihren Siedlungen wohl und einige von ihnen sagen uns auch, dass sie dort eigentlich alles haben, was sie brauchen und eigentlich nur in Ruhe gelassen werden möchten. Dieses Bedürfnis wird vor allem von denjenigen ausgedrückt, die dort wohnen, wo rechte Gruppen inzwischen in Demos durch ihren Kiez ziehen dürfen:

„Also wir Jugendlichen haben schon alles, was wir wollen so. Wir wollen eigentlich nur in Ruhe gelassen werden von denen, die gegen uns sind, so, weißt du was ich meine, die uns hassen und was weiß ich was, eigentlich nur das.“ (Malik)

6.2 Beantwortung der Forschungsfragen

Zusammengefasst haben wir gelernt:

- 1) Die Jugendlichen haben ein differenziertes Bild von Kriminalität. Sie bewerten Delikte wie Diebstahl oder Raub als kriminell und unterscheiden dies von „Scheiße bauen“. Letzteres ist auch nicht korrekt, findet aber in anderen Kontexten statt – in der Peergroup, wenn dann Dummheiten aus Spaß und aus anderen Motiven gemacht werden, nicht aber aus Geldmangel. Wer Geld hat, geht nicht klauen. Durch Marginalisierung haben ihre Eltern es schwer, und die Jugendlichen möchten ihnen nicht zusätzlich zur Last fallen. Deshalb erzählen sie ihnen nicht, was manchmal auf der Straße so abgeht, und deshalb wollen viele lieber ihr eigenes Geld machen, als es von den Eltern zu nehmen. Die demografische Zusammensetzung der Quartiere zeigt, dass die Jugendlichen in ihrer marginalisierten Position keine Ausnahme sind. **(Kapitel 1, 2 und 3)**
- 2) Der Alltag der Jugendlichen ist sehr kiezbezogen. Beide Siedlungen haben eine hohe praktische und symbolische Bedeutung. Symbolisch im Sinne eines lokalen Raumes mit Bezeichnungen wie „Graefe“ oder „Hallesches“, mit denen Jugendliche sich identifizieren. Praktisch nutzen die Jungs den Siedlungsraum als Treffpunkt, wo sie ihre (Frei-)Zeit verbringen. Sie sind öfters in kleineren oder größeren Gruppen auf der Straße. Sie bezeichnen sich als „die Jungs“, die gemeinsame Interessen haben (z.B. den Boxsport) oder „gleich ticken“. Am Mehringplatz ist auch das Kiffen eine gemeinsame Aktivität, zudem „chillen“, reden, rauchen und trinken – wie bei vielen anderen Jugendlichen anderswo auch. Die Jungs machen gerne „Faxen“ untereinander, in Form von Spaßkämpfen.

Die Jugendlichen fühlen sich sehr sicher in ihrer Nachbarschaft. Gleichzeitig wissen sie, dass sich manche der anderen AnwohnerInnen unsicher fühlen, auch wegen ihrer Präsenz im öffentlichen Raum. Dabei betonen diese jungen Anwohner, dass sie keinen Grund dafür sehen, dass andere vor ihnen Angst haben sollten, da sie ihren Nachbarn nichts tun. Sie sagen, dass sie auch regelwidrige Sachen machen (Drogenkonsum oder -Handel) oder Dinge, die für Außenstehende „gefährlich“ wirken (wie Spaßkämpfe oder Schlägereien unter Jugendlichen), aber dass sie dabei niemanden mit reinziehen und ihre „Scheiße“ für sich machen. Einige deuteten darauf hin, wie Jugendliche im öffentlichen Raum auch sicherheitsstiftend für die gesamte Nachbarschaft sind, weil sie ein achtsames Auge auf der Straße haben und Menschen in Not helfen.

Gleichzeitig gibt es keine Anzeichen dafür, dass sie sich mit Berlin als Ganzem identifizieren. Das weit verbreitete Image von Berlin als Party-Stadt und kosmopolitische Metropole ist nicht ihr Bild. Für sie hat die Stadt nicht viel zu bieten. Im Gegenteil, die Ausgrenzung und Diskriminierung wird außerhalb des Kiezes teilweise verstärkt (sie erzählen von einem „mulmigen“ Gefühl vor Außenbezirken, von konkreten Erfahrungen mit Rassismus, zum Beispiel in Spandau und Zehlendorf, obwohl sie diskursiv – wie auch der gesellschaftlich dominante Diskurs es vorgibt – Rassismus im Osten lokalisieren).

Die Jugendlichen sind mit einem Devianz-Label belastet, auch diejenigen, die angepasst sind. Im Alltag werden sie nicht selten eindimensional problematisiert oder kriminalisiert, sodass sie sich unter Generalverdacht gestellt sehen, sei es auf der Straße im Kiez, wo die Polizei sie häufig kontrolliert, sei es in der Schule oder auf dem Weg zum Praktikum. Die Jugendlichen wissen, dass sich manche Nachbarn von ihnen gestört fühlen, etwa wenn sie auf der Straße (in den Abendstunden) zu laut sind oder sich in Treppenhäusern treffen. Das sind Momente, bei denen Spannungen entstehen, vor allem am Mehringplatz.

Die Jugendlichen machen in vielen Alltagskontexten Rassismuserfahrungen und sprechen in den Kategorien „Deutsche“ und „Ausländer“ – wobei sie sich immer zur Gruppe der Ausländer zählen, unabhängig davon, ob sie den deutschen Pass haben oder nicht. Im Alltag sind sie die problematisierten Ausländer, auf die von verschiedenen Seiten (Polizei, Schule, Nachbarn, rechte Demonstranten) mit dem Finger gezeigt wird. Dieses Bild verinnerlichen sie teilweise selbst, bis hin zur Selbstproblematisierung. In dem Fall der rechten Demos zeigen die Jugendlichen eine große Reflexivität und niedrige Gewaltbereitschaft, trotz der Tatsache, dass sie sich diese Demos an dem Ort gefallen lassen müssen, den sie als ihr Zuhause definieren. **(Kapitel 4 und 5)**

- 3) Den Jugendlichen ist Arbeit und Ausbildung wichtig. Aber es fehlt ihnen an Grundvoraussetzungen bei der Jobsuche. Auch hier erfahren sie rassistische Ablehnungen. Es fehlt den Jugendlichen auch an *kulturellem Kapital* (wie ein Beispiel eines jungen Mannes zeigte, der zur Polizeiausbildung ging, wo er „kein Wort verstanden“ hat, obwohl er die formalen Zulassungskriterien ja erfüllt hatte). Viele Jugendliche machen die Erfahrung, dass die Schule nicht in der Lage ist, sie an Bord zu holen und zu halten, sie aber rausschmeißt, wenn sie „Scheiße“ bauen. Die Schulprobleme hängen mitunter auch damit zusammen, dass vielen der befragten Jugendlichen in der Schule vermittelt wird, dass sie es ohnehin nicht schaffen werden. Es fehlt ihnen an Menschen, die ihnen sagen „ich glaube an dich“ – an Menschen, die an ihren Talenten und Fähigkeiten anknüpfen, und sie nicht ständig problematisieren und abschreiben.

Sie vermitteln den Eindruck, dass diese Erwartung inzwischen fast auf beiden Seiten besteht: Die Jugendlichen glauben nicht, dass sie die Schule schaffen können; die Schule als Institution passt sich nur beschränkt an neue Zeiten und neue Menschen an, bleibt viel bei Standardmodellen, um die vorgegebenen Lehrpläne umzusetzen, und die Lehrer gehen zudem davon aus, dass die Jugendlichen „unbeschulbar“ sind. Die *Alltagslogik* der Jugendlichen schließt nicht an die *institutionelle Logik* der Schule an. So droht ein Mechanismus der selbsterfüllenden Prophezeiung zu entstehen: Da die Jugendlichen als „unbeschulbar“ gelten, werden sie in der Konsequenz durch die Reibung zwischen den Logiken „unbeschulbar“.

Unterschätzt wird dabei generell, wie groß die Erwartungen, die als *Doxa* relativ unterbeleuchtet bleiben, an der Übernahme der schulischen Arbeit bei den Eltern zu Hause ist, und das sogar schon vor der Einschulung und über die gesamte Schulzeit hinweg, bis zur Erlangung eines Abschlusses. Es gibt zwar Hilfsangebote der Jugendsozialarbeit. Manche Jugendliche konnten bereits erfolgreich darauf zurückgreifen (so wurden durch Einrichtungen Praktika vermittelt, oder bei Bewerbungen geholfen). Dieses Angebot reicht aber nicht aus und bleibt beschränkt, solange es gerade diejenigen, die es am nötigsten haben, nicht genügend erreicht (siehe unten, Punkt 4).

So fehlt es an *sozialem Kapital*: die Jugendlichen verfügen, abgesehen von den SozialarbeiterInnen bzw. Streetworkern, kaum über positiv geprägte Verbindungen zu Mainstream-Institutionen, und haben zum Beispiel keine sozialen Beziehungen zu Menschen mit Hochschulabschluss. Ihre Vorstellungen über ihre Zukunft bleiben überwiegend in den Bereichen, wo sie Menschen kennen: Polizei, Sozialassistent, Ladenbesitzer oder Taxifahrer. Der einzige junge Mann, der betont, studieren zu wollen, hat ebenfalls vor, einen Laden zu eröffnen. Es erscheint den Jugendlichen gar nicht als Möglichkeit, sich einen Beruf wie Zahnarzt, Informatiker, Heilpraktiker, Webdesigner oder Rechtsanwalt vorzustellen. Zusätzlich limitiert werden ihre Ideen für die Berufswahl durch sehr beschränkte Möglichkeiten, Praktikumsplätze zu finden, die in der Praxis fast nur von sozialen Beziehungen abhängig sind. **(Kapitel 3, 5 und 6)**

- 4) Die Jugendlichen brauchen die Jugendclubs bzw. Aufenthaltsräume für sich, aber das Verhältnis in den Einrichtungen ist nicht immer konfliktfrei. Gerade zwischen den weniger angepassten Mehringplatz-Jungs und der KMA ist das Verhältnis angespannt – dafür ist aber der Kontakt zu den Outreach-Streetworkern besser. (Outreach hat aber sehr limitierte Raumkapazitäten und ist eher auf die Straßenarbeit fokussiert.)

In der Düttmann-Siedlung betonen die Jungs die Wichtigkeit des Drehpunkts, trotz eigener Hausverbotserfahrung und den damit verbundenen Konfliktfällen mit dem Personal. Die Hausverbote werden als problematisch gesehen, da aus der Perspektive der Jugendlichen die Beweislage (wer was angestellt hat) nicht immer klar ist, da Gruppen für individuelles Verhalten verantwortlich gemacht werden und da das Erteilen der Hausverbote intransparent und nicht-konsequent eingesetzt wird. Die Jugendlichen erklären Vandalismus als Reaktion auf Exklusion in den Jugendclubs. **(Kapitel 5)**

- 5) An Programmen und Freizeitmöglichkeiten wünschen sich manche der Jugendlichen mehr Sportangebote und Events (e.g. Boxen, Nachtfußball, Rap-Projekte). Vereinzelt wurde auch Anti-Aggressions-Training genannt, oder der Kontakt zu erwachsenen Personen mit ähnlichen Jugendproblemen, die Vorbildcharakter haben könnten.

6.3 Prävention – oder: Kann man Jugendliche „reparieren“?

„Prävention bezeichnet in der grundlegenden Bedeutung des Begriffs ein Handlungsprinzip: *Praevenire* heißt zuvorkommen. Man tut etwas, *bevor* ein bestimmtes Ereignis oder ein bestimmter Zustand eintreten, *damit* dieser nicht eintreten oder zumindest der Zeitpunkt ihres Eintretens hinausgeschoben wird oder ihre Folgen begrenzt werden.“ (Bröckling 2008: 38)

Es gibt eine große Menge an Projekten und Initiativen, die um Fördertöpfe konkurrieren, mit einer großen Menge an Ideen, wie man Jugendliche so beeinflussen kann, dass sie weniger delinquent werden. Jugendgewalt ist kein neues Phänomen, wird aber immer wieder in neuen Formaten diskutiert, die auch neue Formen der Stigmatisierung verursachen können. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass das Deutsche Jugendinstitut (DJI) festgestellt hat, „dass eine Fokussierung auf den jeweils delinquenten Jugendlichen die Gefahr birgt, den Anteil, den ‚situative, familiäre und soziale sowie justitielle Faktoren‘ an der Entwicklung einer Straftat haben, zu übersehen, mit der Folge, dass die Jugendkriminalprävention am Symptomträger ansetzt und nicht die eigentlichen Ursachen und Wirkungen beforstet. Diesem entgegenzuwirken bedarf es eines Perspektivenwechsels von einer reinen Fokussierung auf Kriminal- oder Gewaltprävention, hin zu einer Orientierung an Ressourcen und Schutzfaktoren“ (Seitz 2008: 256). In Sachen Jugendkriminalitätsprävention ist heute bekannt (vgl. Lipsey 1994), „dass externe Kontrollmechanismen, wie para-militärische Bootcamps, Abschreckungsprogramme und intensive Überwachungsmaßnahmen ineffektiv oder sogar kontraproduktiv sind, was ihren Einfluss auf später festgestellte Rückfälle mit Straftaten angeht. Hingegen erwiesen sich auf innere Kontrolle angelegte Programme, also solche im weiteren Sinne therapeutischer Art, mit denen Persönlichkeitsveränderung über die Stärkung bestimmter Fähigkeiten, Beziehungen, Einsichten und ähnlichem gefördert werden, als eher effektiv (zsf. Howell et al. 2014, S. 65 ff.)“ (Graebisch 2018: 202).

Man kann bei Jugendkriminalprävention die „Verhinderung oder Vorbeugung von Straftaten (...) von Jugendlichen oder Heranwachsenden“ (Hefendehl 2008: 235) anstreben. Auf einer individuell-psychologischen Ebene kann dieses Verständnis einer „Reparierung“ von Jugendlichen wichtig und vielleicht auch erfolgreich sein. Im Gegensatz dazu ist in vielen Präventionsfeldern ein Shift zu beobachten, weg von der Verhinderung ungewünschter Verhaltensweisen hin zu einer „an Förderung orientierten Herangehensweise“ (Hefendehl 2008: 242). Eine Sekundäranalyse der bestehenden Ansichten über Jugenddelinquenz zeigt, dass ExpertInnen und WissenschaftlerInnen zunehmend betonen, dass oft nur Symptome und nicht die tatsächlichen Probleme behandelt werden (ebd: 243). Um an die Wurzeln der Probleme zu kommen, muss eine „frühkindliche Förderung unabhängig von Auffälligkeiten und Fragen der Jugendkriminalprävention“ stattfinden sowie eine nachhaltige Stärkung von Kompetenzen junger Menschen, besonders aus Schichten mit geringerem Bildungsgrad (Seitz 2008: 252).

Diese Möglichkeit scheint jedenfalls eine bessere Lösung zu sein als mehr große, breit gebaute Männer als Sicherheitspersonal vor Ort. Die Idee des Sicherheitspersonals ist ja Abschreckung. Da solche Sicherheitsdienste per Definition repressiv wirken, hat ihre Anwesenheit nichts mit nachbarschaftlicher sozialer Kontrolle und Familiarität zu tun, die ebenfalls zur Sicherheit führen kann (Jacobs 1961, Newman 1973, Sampson 2004, Blokland 2008). Überall wo Macht ausgeübt wird, entstehen Auseinandersetzungen. Das Sicherheitspersonal in der Düttman-Siedlung kennt die Jugendlichen, die Jugendlichen kennen sie, und daraus kann sich etwas ergeben, das fast als Spiel von Macht und Gegenmacht erscheint. Auch die als ungerecht und nicht systematisch angewandten Praktiken der Hausverbote deuten auf ein Spiel der Macht und Gegenmacht hin: Wer sind die Etablierten, wer sind die Außenseiter? Wer hat das Sagen und wie sagen wir ihnen, dass sie in *unserem* Kiez nicht regieren? Obwohl diese Dynamik vielleicht auch in Interaktionen mit der Polizei vorkommt, ist sie da Teil der Definition der Beziehung. Die Polizei vertritt ja die

legitimierte staatliche Gewalt – und das gehört zur Definition des Rechtsstaats und der Demokratie (auch wenn die Polizei in der Praxis nicht immer sauber arbeitet, aber das ist ein anderes Thema).

Folgende Schlüsse können gezogen werden:

Erstens, **der Einsatz repressiver Kontrolle minimiert im besten Fall Symptome, verdrängt Probleme an andere Orte und trägt zur Spannung bei.** Repressive Maßnahmen und größere Kontrolle, wie etwa durch Sicherheitspersonal oder Kamera-Überwachung, werden das „Scheiße bauen“ der Jugendlichen nicht beeinflussen, vielleicht sogar eher provozieren (und Diebstahl, Raub oder andere Vermögensdelikte finden ohnehin nicht im „Loch“ oder dem inneren Bereich der Siedlung statt). Die Präsenz privater Unternehmen, die mit der „Sicherheit“ von Gebäuden und Personen Geld verdienen, ist in den letzten 20 Jahren zu einem großen Business geworden²⁶, das es vorher nicht gab, und das Tätigkeitsfeld ist enorm gewachsen. Das Sicherheitsempfinden hat aber nicht unbedingt zugenommen, und in der Düttmann-Siedlung hat die Kriminalität unter Kindern und Jugendlichen auch nicht kontinuierlich abgenommen.

Zweitens, **Frühförderung und Eltern als Experten zu definieren ist entscheidend.** Frühförderung ist essentiell, da man so die strukturellen Umstände am besten auffangen (aber nicht lösen) kann. Dazu sind Beziehungen zu den Eltern oder Erziehungsberechtigten der Jugendlichen von großer Bedeutung. Wer die Eltern nicht erreicht, befindet sich in einer Beziehung, in welcher die Kommunikation nicht zu Stande kommt (vgl. Blokland 2018, für eine empirisch fundierte These im Kontext einer amerikanischen Forschung). Dieser Ausgangspunkt, dass die Alltagslogik und die institutionelle Logik offenbar nicht zueinander passen, und im Raum zwischen diesen Logiken neue Kommunikationsformen gefunden, und Kompetenzen von Eltern und institutionellen Akteuren erweitert werden müssten, wirft ein anderes Licht auf die Situation als die Annahmen der „Bildungsferne“ und der angeblich nicht-interessierten Eltern. Es wäre empfehlenswert tatsächlich einmal empirisch dem nachzugehen, wie Eltern in Quartieren wie Mehringplatz und Düttmann-Siedlung Ressourcen für ihre Kinder organisieren und welche Beschränkungen sie, im Vergleich zu Mittelschicht-Eltern, dabei erfahren. Momentan kommen Eltern viel zu spät in den Blick, erst wenn es Probleme gibt – und auch dann werden sie nur teilweise als ExpertInnen in die Problemanalyse miteinbezogen.

Drittens, **Verhaltensauffälligkeit als individuelles, mentales Problem zu definieren hat seine Grenzen.** Auch wenn auf Persönlichkeitsveränderung und Therapien ausgelegte Programme kriminell gewordene Jugendliche möglicherweise „retten“ können, nimmt dieser Ansatz die sozialen Erklärungen aus dem Blick, sodass neue Jugendliche heranwachsen, ohne dass die Situation sich ändert. Die Pathologisierung der Jugendkriminalität als eine Art von „Geisteskrankheit“ hilft nicht. Man kann lernen, Frust auf andere Weisen zu kanalisieren, seine Aggressionen zu kontrollieren und weniger zu Kiffen – aber ohne Geld, ohne eine Ausbildung, und mit den Rechten vor der Tür bedeutet es eine Disziplinierung, die teilweise durch Sicherheitsmaßnahmen und repressives, strafendes Auftreten in Schulen oder Jugendzentren internalisiert wird. Aggressionsmanagement hat stets seine Grenzen, wenn die Gründe der Benachteiligung und des erfahrenen Unrechts sich nicht ändern. Dass die Jugendlichen in einem Jugendtreff „Free Palestine“ an die Wand sprühen und die Problematik der Flucht und Duldung die Lage nochmal verschärft, zeigt, wie groß die Herausforderungen wären, eine Persönlichkeitsveränderung zu leisten. Solch ein weit verbreiteter Glaube an individuelle therapeutische Lösungen für unangepasstes Verhalten, der als Reaktion auf gesellschaftliche Verhältnisse und Beziehungen gesehen werden müsste, verlagert ein strukturelles Thema auf das Individuum. Dies passt in die individualisierte Gesellschaft und den weit verbreiteten Einsatz den wir leisten, um unseren Körper und Geist so arbeitsfähig wie möglich zu halten. Auf einer nachbarschaftlichen Ebene bringt dies allerdings wenig, da die Dynamiken nicht nur durch das Attestieren von ADHS-Symptomatiken (Konzentrationsstörungen, auditiv-kognitive Störungen usw.) zu erklären sind, oder durch die Tatsache, dass „Anamnese“ von Eltern und vor allem Lehrern und SchulpsychologInnen in der Feststellung solcher Störungen von großer Bedeutung sind.

In welche Richtungen in Sachen Prävention man stattdessen gehen könnte, erläutern wir im Folgenden anhand unseres Kontextuellen Modells und nehmen abschließend Bezug zu bestehenden Nachbarschafts- und Jugendprojekten aus dem In- und Ausland, die als Grundlage für eine konkrete Umsetzung in den beiden untersuchten Quartieren betrachtet werden können.

6.4 Kontextuelles Modell

Nicht-beabsichtigte Nebeneffekte

1. Verdrängung von einzelnen Jugendlichen, die nicht fähig sind, (mehr) normativ normales Verhalten zu zeigen.
2. Verdrängung von Drogen-NutzerInnen, Alkohol-NutzerInnen und Obdachlosen, ohne konkrete Alternative.

Brückenbedingungen

1. Funktionale Differenzierung mit Ladenstruktur und Durchgangsfunktion (stark ausgeprägt am Mehringplatz, kaum in der Düttmann-Siedlung), und die durch die touristische Nutzung des Ortes gebotene Möglichkeit des marginalen Drogenhandels (vor allem am Mehringplatz).
2. Individuelle psychologische Krankheiten und extreme psychische Belastungen aus traumatischen Erfahrungen (insbesondere bei Flucht / anderen Gewalterfahrungen).
3. Soziale Schließung: Rassistische und andere Formen der sozialen Schließung der dominanten Gruppen in der Stadt (weiße Mittelschicht) und in bestimmten Quartieren.
4. Spannung der Logik: Logik des Alltags stößt auf Logik der Institutionen, und Jugendliche haben kaum Zugriff auf Ressourcen, die sie in die Lage versetzen, das notwendige kulturelle und soziale Kapital zu erwerben, um das zu ändern (Habitus).
5. Ein reformationsbedürftiges Schulsystem, eine wenig innovative pädagogische Praxis sowie starre Auffassungen dessen, was „Lernen“ und „Wissen“ ist, erschweren den Zugang zu Bildung.

Schulen definieren Kinder als „unbeschulbar“ – Jugendliche haben kein Vertrauen, dass sie einen Abschluss schaffen können, auch dadurch bedingt, dass manche LehrerInnen nicht an sie glauben (institutionelle Schließung).

Erschwerende Variablen

1. Situative Normalisierung der physischen Gewalt im alltäglichen Umgang von Jugendlichen, auch wenn sie selbst normativ dies als „dumm“ und „scheiße“ beschreiben: innerhalb der Gruppe gibt es Gewalt dann doch immer wieder.
2. Erfahrungen der Ausschließung in der Stadt und im eigenen Kiez werden von den Jugendlichen internalisiert, und sie erfahren und klassifizieren sich selbst als „unerwünschte Ausländer“.
3. Wenig Transparenz bei Belohnungen (MSA Prüfungen) und Strafen (Hausverbote, Schulverweise), und Erfahrungen, dass Macht ohne Respekt ausgeübt wird, an einen aber stets die Erwartung herangetragen wird, Respekt zeigen zu müssen.
4. Wenig Integration der Eltern und anderer Familienmitglieder in Erziehungsstrukturen von Jugendarbeit, Schule, Sportvereinen.
5. Strenge bürokratische Regeln für Mittelverwendungen bei Kiezaktivitäten, die z.B. Werkverträge für Jugendliche nicht ermöglichen, da nur „Sachkosten“ genehmigt sind; Projekte haben kurze Laufzeiten, sind unterfinanziert und es gibt keine umfassende stadt- oder bezirksweite Strategie (wie etwa in Rotterdam, siehe unten).
6. Keine bzw. kaum Kommunikation zwischen Jugendlichen und anderen AnwohnerInnen außerhalb des eigenen Kreises.

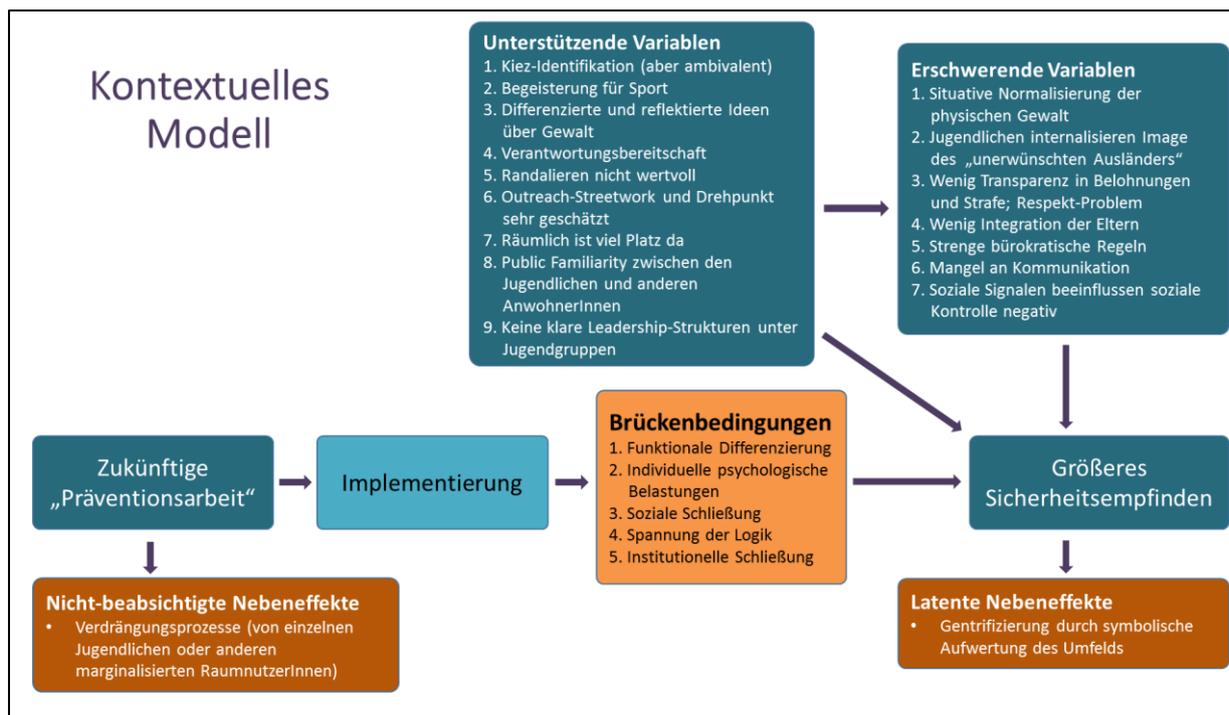
7. Die öffentlichen Räume sind nicht oder nur bedingt für eine Nutzung und Aneignung zugänglich: außer „rumhängen“ sind kaum Aktivitäten möglich, die Renovierung der Fußballplätze dauert lange, es gibt wenig Räume am Mehringplatz, wo man sich treffen kann, das Umfeld ist dreckig und schlecht gepflegt. Viele denken, dass es keinen interessiert – die sozialen Signale beeinflussen die soziale Kontrolle negativ.

Unterstützende Variablen

1. Jugendliche identifizieren sich sehr mit ihrem Wohnumfeld, sehen aber auch, dass es zuweilen wie eine Art „Gefängnis“ für sie ist und sie raus kommen sollten.
2. Große Begeisterung für Sport.
3. Jugendlichen haben differenzierte und reflektierte Ideen über Gewalt (nicht gegen die alte Dame, nicht gegen die Rechten, wenn auch aus sehr unterschiedlichen Gründen).
4. Jugendliche sprechen viel über ihre Bedürfnisse und das Verlangen, Verantwortung zu übernehmen, haben aber momentan keinen Kontext oder Möglichkeiten, wo sie das tun können.
5. Der Unterscheid zwischen „Scheiße bauen“ und Kriminalität deutet auf ein Potential hin, dass delinquentem Verhalten von niedrigschwelliger Art entgegengewirkt werden kann, da in der Gruppe selbst das Randalieren nicht als wertvoll geschätzt wird. Die Kritik der älteren Jugendlichen an die jüngeren zeigt auch, dass hier Führungspotential durch Peer-to-Peer-Ansätze besteht.
6. Outreach-Streetwork und Drehpunkt werden sehr geschätzt, und die Herangehensweise kommt offenbar bei den männlichen Jugendlichen an.
7. Räumlich ist viel Platz für Spielen und Sport, da in beiden Siedlungen viel Raum gar nicht genutzt wird.
8. Eine Public Familiarity ist zwischen den Jugendlichen und vielen anderen AnwohnerInnen vorhanden – auch wenn wir nicht wissen, wie die Jugendlichen von Anderen gesehen und eingeschätzt werden.
9. Es gibt keine klaren Leadership-Strukturen unter den Jugendlichen. Rollen wechseln, ältere Jugendliche reflektieren viel über frühere Erfahrungen. In diesem Sinne kann man bei diesen Jugendlichen nicht von Gangs oder Banden reden. Es herrscht keine große Geschlossenheit unter den Menschen in der Gruppe, die sich auch unterschiedlich zusammensetzen (mehr am Mehringplatz als in der Düttmann-Siedlung).

Latente Nebeneffekte

Gentrifizierung durch symbolische Aufwertung des Umfelds, wodurch auch Mieten steigen; Übernahme der kulturellen Investitionen durch „neue“ Jugendliche und ihre Eltern und dann Enteignung des Raumes von den jugendlichen AnwohnerInnen.



Graphik 5: Kontextuelles Modell

6.5 Vorschläge für strategische Richtungen

► Fördern eines Bildungs- und Gesundheitssystems, das sich nicht in hierarchische Verhältnisse zur Jugend und ihren Eltern positioniert: Perspektivwechsel

Die Menschen mit dem meisten Wissen über die Kinder und Jugendlichen sind die Eltern – sie sind somit die wichtigsten ExpertInnen. Dass SozialarbeiterInnen, SchulleiterInnen, LehrerInnen, ÄrztInnen usw. die Sprache der Eltern nicht sprechen – und das meinen wir eher als symbolische Sprache – muss nicht heißen, dass die Eltern nicht an ihren Kindern interessiert sind. Alltagslogik und institutionelle Logik erlauben uns diese Differenzierung zu sehen. Es ist klar, dass die marode Situation in Schulen und sozialen Einrichtungen nicht mehr die Möglichkeit und benötigte Zeit zum wirklichen Verstehen von Kindern und Jugendlichen bietet. Diese Überlastung produziert Defizite. Allerdings bleibt die Differenz zwischen dem Habitus der Jugendlichen (und ihrer Familien) und dem relativ „starren“, formal-bürokratischen Habitus des schulischen Bereichs und Gesundheitswesens in Berlin auffallend ausgeprägt. Das kann an folgendem Beispiel erläutert werden: während in Rotterdam Kinder von der 1. bis zur 3. Klasse nur in die Schule reindürfen, wenn sie von einem Familienmitglied bis zur Tür gebracht werden, wo die Lehrerin/der Lehrer die Kinder und ihre Begleitperson begrüßt, gibt es in Berlin Grundschulen, wo an der Eingangstür ein Plakat – von einem Bär mit einem Schild – hängt, auf dem steht: „Ab hier gehen wir alleine“. Das zeigt eine Notwendigkeit des Umdenkens in der pädagogischen Arbeit, bei der man sich neben die Eltern stellt und mit den Eltern schaut, wie man dem Kind bzw. Jugendlichen beim Lernen am besten helfen kann.

Die Brücke zu schlagen zwischen der Alltagslogik der Jugendlichen (und der Eltern), welche an Orten wie dem Mehringplatz und der Düttmann-Siedlung leben, und einer institutionellen Logik verlangt ein kritisches Hinterfragen von für selbstverständlich gehaltenen Interaktionsmustern der Berliner Institutionen, die nicht notwendigerweise selbsterklärend sind.

► Fördern des sozialen und kulturellen Kapitals auf dauerhafte Weise

Das wichtigste Element der bestehenden Präventionsarbeit zur Förderung der Zukunftsperspektiven der Jugendlichen und ihrer jüngeren Geschwister ist die Stärkung ihrer sozialen Netzwerke. Ein „Feel for the Game“ in einer Nachbarschaft zu entwickeln, in welcher drei von vier

Kindern in Armut leben, stellt ein großes Problem dar, weil die Regeln des Spiels von Eliten und Mittelschichten bestimmt werden (was man nicht kritisieren muss, aber zur Kenntnis nehmen sollte).

Man muss also Armut mit Geld, einer Kontrolle der Mietpreise und Zuschüssen bekämpfen. Die Abschaffung der Kosten für Lehrmittel (zum Beispiel) ist eine Kostenlast für den Senat, aber keine Erleichterung für eine Familie, die sowieso bereits eine Lehrmittelkostenbefreiung hat. Armut von Kindern wird mit dem Vergrößern von ökonomischen Kapital nicht systematisch verringert.

Um soziales und kulturelles Kapital für diese Jugendlichen zu fördern, kann man sich unterschiedliche Maßnahmen überlegen. So sind Freizeitvereine und Sportvereine tatsächlich Orte, wo soziales Kapital entsteht, da die gemeinsamen Interessen oder Aktivitäten der Ausgangspunkt für die Beziehung sind – und nicht etwa der Unterschied nach Ethnizität, wie bei einem „multikulturellen Fest“ (vgl. Putnam 2000). Soziales Kapital entsteht aber nur auf Dauer. Deswegen sind Fußballturniere untereinander schön, aber die Mitgliedschaft im Fußballverein – und Paten, die dafür sorgen, dass ein Kind tatsächlich trainieren geht und die notwendige Sportausrüstung finanziert bekommt – ist besser. Die Jugendlichen wünschen sich mehr Sportangebote, und es gibt viele Projekte in Berlin, die Vorbilder dafür sind, wie man Sport für weitere Begleitung nutzen kann. In Spandau geht dies auch nachts, beim MitternachtsSport (siehe Box 1).²⁷

Spandau: MitternachtsSport (www.mitternachtssport.com)

MitternachtsSport ist ein Freizeitangebot, das Jugendlichen ermöglicht, in den Nachtstunden und am Wochenende in öffentlichen Hallen Sport zu betreiben. In Spandau startete der MitternachtsSport im Jahr 2007. Entstanden ist das Format in den 1980er Jahren in den USA, von wo es auch in verschiedene deutsche Städte gelangte. Von seinen Ursprüngen an war MitternachtsSport ein Konzept, das in großstädtischen sozialen Brennpunkten zur Anwendung kam, um dort öffentliche Gewalt mittels eines alternativen Freizeitangebotes zu reduzieren.

In Spandau bietet der MitternachtsSport jungen Menschen unterschiedlicher ethnischer und sozialer Herkunft ein kostenloses Sportangebot in den Abend- und Nachtstunden am Wochenende. Zu diesem Zeitpunkt wird eine Sporthalle geöffnet, in der die Jungen und jungen Männer bis in die Nachtstunden hinein Fußball spielen können. Das Projekt wird von einem qualifizierten Sozialpädagogen geleitet und schafft damit über die sportliche Betätigung hinaus eine Brücke zur Bearbeitung individueller Problemlagen. Ursprünglich entstanden aus einer Interventionsmaßnahme zur Zurückdrängung öffentlicher Jugendcliquengewalt, kooperiert das Projekt auch heute noch mit Einrichtungen der bezirklichen Jugendhilfe und der Polizei. Prestigeträchtig eingebunden sind prominente Projektpaten aus dem Profifußball. Das Projekt wurde bereits mehrfach mit Integrationspreisen ausgezeichnet.

Box 1: MitternachtsSport in Spandau

Man erwirbt kulturelles Kapital und erlangt einen bestimmten Habitus nicht an einem Tag. Kinder und Jugendliche eignen sich Neues oder Fremdes erst über Zeit an. Das heißt, es braucht einen langen Atem – und langfristige Gelder – statt kurzfristige Projektenmühlen. Man kann in viele Richtungen weiter denken: Unterstützung bei der Nebenjob-Suche für 15- und 16-Jährige, eine Wiederbelebung der (Finanzierung von) Gruppenreisen in der Jugendarbeit, besser organisierte Patenprojekte mit MentorInnen aus etablierten gesellschaftlichen Lagen. Allerdings wirkt Prävention erst dann, wenn mit den jungen Menschen auf Dauer gearbeitet wird. Nur so kann ihre Perspektive nachhaltig verbessert werden. Auch wenn gemeinsam Fußball spielen die Zusammenarbeit fördert, eröffnet es noch keine neuen Perspektiven auf die unerkundete Welt. Dieses Öffnen der Perspektiven ist aber essentiell – und sollte schon sehr früh ermöglicht werden. Ein Beispiel sind die Weekendschools, ein Erfolgsmodell aus den Niederlanden, das es inzwischen auch in Deutschland gibt (siehe Box 2). Es geht davon aus, dass Schule alleine für Jugendliche, die marginalisiert aufwachsen, nicht reicht, um ihre Horizonte an sozialen und kulturellen Kapital zu erweitern. Es setzt bei etwas an, dass in der Literatur „sozial emotionales lernen“ genannt wird.

Die IMC Weekend School und Weekendschool Deutschland

(www.imcweekendschool.nl/english; www.weekendschool-deutschland.de)

Die IMC Weekend School gibt es seit Jahren in den Niederlanden in benachteiligten Quartieren der großen und mittelgroßen Städte. Es basiert auf einem Prinzip von Workshops und Talententwicklung für 10- bis 14-Jährige. Es entstand aus der Initiative einer Psychologin, die in einem der am stärksten benachteiligten Gebieten in Amsterdam festgestellt hat: „Die Schüler gehen zur Schule, um für später zu lernen, aber niemand zeigt ihnen wie später aussieht“. Eine der Stärken der Weekendschool ist, dass es die Beteiligung von berufstätigen „Dozenten“ nur einmal pro Jahr für 5 Stunden verlangt, statt langfristig freiwilliges Engagement zu erwarten. Nach dem Abschluss folgt weitere Unterstützung mit Coaching und Masterclasses. In den Niederlanden nehmen pro Jahr etwa 1000 Kinder aus benachteiligten Nachbarschaften an diesem Programm teil.

Die Weekendschool Deutschland gibt es seit kurzem in Hamburg. Es ist ein freiwilliges, kostenloses Zukunfts-Modell: „Mädchen und Jungen zwischen 10 und 14 Jahren (5. bis 7. Klasse) werden – sofern sie den eigenen Wunsch und Willen aufbringen – jeden Samstag für 3 Stunden praxisnah die Berufe der ‚Großen‘ vermittelt.“ Damit ist erstmal das Modell aus den Niederlanden im Ansatz übernommen worden. In den Niederlanden gibt es die Weekend School seit 20 Jahren, in zehn Orten, mit mehr als 1000 SchülerInnen. Insgesamt unterstützen mehr als 100 Stiftungen bzw. Unternehmen die Weekend School.

Box 2: Die IMC Weekend School

► Soziales Verhalten auf öffentlichen Plätzen „drehen“

Ein Verständnis von Prävention, weg von der Verhinderung von Kriminalität und Gewalt hin zu der Förderung und Stärkung von Kompetenzen von Jugendlichen, stellt diese nicht mehr unter einen Generalverdacht und verhindert dadurch Stigmatisierung. Der Einsatz von „Förderprogrammen ohne Gewaltetikett ermöglicht eine höhere Akzeptanz und Mitwirkungsbereitschaft bei allen AkteurInnen, sei es ErzieherInnen, PädagogInnen oder auch bei der Jugendhilfe und Jugendsozialarbeit“ (Seitz 2008: 255). Ein Problem, das aber mit diesem Ansatz nicht unmittelbar gelöst werden kann, ist das Unsicherheitsempfinden, das manch andere AnwohnerInnen durch die Präsenz von Jugendgruppen haben. Diesen Umstand können wir nur an Einzelbeispielen aus unserer Feldforschung unterstellen, da wir die anderen AnwohnerInnen nicht befragt haben. Aber unabhängig von der Frage, ob die subjektive Unsicherheitserfahrung von Teilen der Bewohnerschaft begründet ist, ist klar: mit einem Appell, dass man sich nicht unsicher fühlen sollte, erreicht man nichts – außer eine Verstärkung der Erfahrung von Menschen in marginalisierten Positionen, nicht ernst genommen zu werden.

Wie frühere Forschungen bereits gezeigt haben, hängt subjektive Unsicherheit nicht zwingend mit objektiver Kriminalitätsbelastung zusammen (u.a. Blokland 2008; Blokland & Nast 2014). Auch in stark kriminalitätsbelasteten Orten kann die Umgebung als sicherer erfahren werden als in anderen Quartieren. Da kann man nämlich ausreichend Kenntnisse erwerben, um effektiv einschätzen zu können, was man zu erwarten hat. Um Signale, Codes und Verhalten „lesen“ zu können, muss man über Wissen verfügen. Dieses Wissen ist erlernt. Wenn einer unserer jungen Interviewpartner erzählt, seine Mutter hätte keine Angst, da die Jugendlichen „wissen, wer sie ist“, deutet er auf das Wissen seiner Mutter hin. Wie er, weiß auch seine Mutter, dass auch das Verhalten der Jugendlichen von Codes und Moralität geprägt ist, und dass sie nicht pauschal Angst haben muss. Menschen nutzen ferner soziale Signale anhand der baulichen/physisch-räumlichen Umgebung – und hier herrscht in beiden Quartieren großer Handlungsbedarf. Die Angestellten eines privaten Unternehmens, das für die Grünflächen am Mehringplatz zuständig ist, erzählen uns bei einer Begehung, dass AnwohnerInnen Müll aus dem Fenster werfen, sich nicht um die Umgebung kümmern und wie ungern sie (als Grünflächenpfleger) an diesem Ort arbeiten (Feldnotiz 2). Obwohl wir dies nicht weiter verfolgen konnten, haben wir den Eindruck, dass die Aneignung des öffentlichen Raums durch die Jugendlichen gerade am Mehringplatz (weniger ausgeprägt in der Düttmann-Siedlung) mit der Abwesenheit von anderen AnwohnerInnen als NutzerInnen zusammenhängt. Zwar gibt es andere Nutzergruppen, wie drogen- und alkohol-konsumierende Erwachsene und Touristen. Wenn man aber keine AnwohnerInnen kennt und

Schmutz, Dreck und Gegenstände vor den Tür hat, kann man dies als Signale verstehen, dass sich hier keiner kümmert und kein Interesse für den Raum besteht. Es steht fest, dass das Ausüben von sozialer Kontrolle – andere auf störendes Verhalten und Vandalismus ansprechen – direkt mit der Frage zusammenhängt, was andere in der Nachbarschaft tun, wenn du in Probleme gerätst (Blokland 2009: Kapitel 5). Dieses Vertrauen in andere spielt eine wichtige Rolle für die eigenen Eingriffe und für die Erfahrung der Sicherheit. In der Literatur der Kriminologie wird teilweise ein kausaler Zusammenhang zwischen Verschmutzung, kaputten Spielplätzen, schlecht gepflegten Grünflächen und Müll auf der einen Seite und Kriminalität auf der anderen Seite hergestellt. Die empirisch nicht ausreichend bestätigte „Broken Windows Theory“²⁸ sagt, dass Menschen dort gegen Gesetze verstoßen, wo es nicht aufgeräumt und gepflegt aussieht. Wir haben auf Basis von Umfragen in Rotterdam festgestellt, dass zwischen erfahrener Verschmutzung, sozialer Kontrolle durch Andere und Sicherheitsempfinden nur indirekt eine Verbindung besteht. Dort, wo es dreckig ist, glauben Menschen nicht, dass das Umfeld jemanden interessiert. Ist das Vertrauen nicht da, dann haben sie auch weniger Vertrauen, dass sie Unterstützung erfahren, wenn ihnen selbst was passiert. Also machen sie lieber nichts. Oder schreien nur wütend vom Balkon. Es ist uns klar geworden, dass sich die Jugendlichen darüber bewusst sind, für andere AnwohnerInnen eine Belastung zu sein. Konkret sehen wir folgende Möglichkeiten zur Verbesserung der Situation:

Erstens, **Verstärken der Partizipation und Nutzung des öffentlichen Raumes durch alle AnwohnerInnen** (inklusive der Jugendlichen), durch Verbesserung der optischen und praktischen Gestaltung des „Lochs“ durch die BewohnerInnen selbst (nicht durch Bau-Unternehmen). In diesem Sinne sagte einer der Jugendlichen im Gruppengespräch: „[P4]: Würde es hier einen Fußballplatz geben, dann würden wir hier auch gar nicht [rum]stehen, dann würden wir vielleicht Fußball spielen“ (Gruppeninterview 3). Das Verhalten der anderen AnwohnerInnen in Bezug auf das „Loch“ und die Umgebung müsste problematisiert und hinterfragt werden. Denn das Gebiet, das die Jugendlichen sich so stark aneignen, ist auch deswegen ihr „Loch“, da andere AnwohnerInnen sich an diesem Ort nicht aufhalten und den Raum nicht nutzen. Dabei ist es wichtig, dass eine bloße Verschönerung der Umgebung keine hinreichende Strategie ist. Damit die Teilung eines Platzes funktioniert, muss es einen klaren Anlass geben, diesen zu nutzen.

Zweitens, die Übernahme des Raums – dominiert durch ein respektvolles, gewaltfreies Miteinander: Sport und Spielen (das Verhalten und die Gruppendynamik ändern, nicht aber die NutzerInnen). Nach Whyte (1980) kann man sagen, dass die Anwesenheit von *vielen und diversen* Menschen an einem Ort Unsicherheit bekämpfen kann. Es vergrößert zwar manche Straftaten (es muss ja jemanden geben, dem man das Handy klauen kann, um überhaupt Diebstahl tätigen zu können). Es stellt auch keine Pauschallösung dar, da sie nur unter der Voraussetzung einer gemeinsamen Public Familiarity funktioniert. Das bedeutet, eine gute Strategie, um die Belastung zu reduzieren, liegt darin, **die Anwesenheit von Menschen mit „nicht als Belastung definiertem“ oder „nicht deviantem“ Verhalten zu erhöhen**. Dabei ist es wichtig, dass man regelmäßig auf dem Platz ist, sodass zwischen den RaumnutzerInnen eine Familiarität durch das Nebeneinander entsteht. Das müssen nicht unbedingt nur andere Menschen sein. Es können auch die gleichen Menschen sein, die sich anders verhalten – aber es geht darum, dass bestimmte Verhaltensmuster an einem Ort zu situativ-normalen geworden sind. Die Gewohnheit ist aber, so wie die Jugendlichen auch selbst sagen, noch nicht normal (im normativen Sinne). Diesen Kreis kann man zum Beispiel dadurch aufbrechen, dass man mit konkreter Präsenz alternative Nutzungsformen vorzeigt. Die Kunst liegt darin, das so zu tun, dass es nicht zu Verdrängung führt (wobei Trinker und Drogenkonsumenten mit diesem Ansatz sehr schwierig von Verdrängung zu schützen sind und manchmal von alleine andere Orte suchen). In Berlin gibt es ein paar Projekte, die mit mobilen Spiel-/Sportangeboten Kinder und Jugendliche aufsuchen. Außerdem gibt es betreute Spiel- und Abenteuerspielplätze. Die sind aber umzäunt und abgeschlossen, und in dem Sinne keine öffentlichen Plätze.

Was es allerdings kaum und nicht strukturell organisiert gibt, sind **Förderungen des Sports und Spiels auf öffentlichen Plätzen**, die nicht nur für spielen entworfen sind. Es geht an der Stelle also nicht um Spielplätze, sondern um eine Umsetzung der sozialen Nutzung von Raum. Etwas romantisiert könnte man dies mit der Vorstellung von auf der Straße spielenden Kindern und

Jugendlichen, wie es „damals“ einmal war, verbildlichen. Das einzige uns bekannte Beispiel aus Berlin, das in diese Richtung geht, ist der Spielzeugverleih des FEZ²⁹ an der Wuhlheide. In den Niederlanden wird seit 25 Jahren über den Ansatz von Duimdrop, inklusiv und auf nachbarschaftsebene organisiert, Sportzubehör und Spielzeug verliehen. Gerade in stark benachteiligten Gebieten in Rotterdam, wo die Jugendproblematik seit den 1990er Jahren weit oben auf der politischen Agenda steht, hat sich dieses Konzept als erfolgreich erwiesen. Es ist deshalb ein Erfolgsmodell, da es erstens, keinen Jugendlichen aus dem Raum vertreibt, zweitens, konkrete Aktivierung vor Ort fördert, und drittens, gemeinsame Regeln formuliert, und mit einer zusätzlichen Infrastruktur in Form eines „Kinder-/Jugendrats“ sich eine zusätzliche, legitimierte Präsenz im Quartier erworben hat. Der zweite Zweig dieses Ansatzes ist „Thuis of Straat“ (TOS, zu Deutsch: „Auf der Straße zu Hause“), ein mobiles Angebot, das Kinder und Jugendliche bis 23 Jahren (und somit auch ältere Jugendliche bzw. junge Erwachsene miteinbeziehend) mit Spiel- und Sportangeboten aufsucht, und dabei auch ihre Mobilität im städtischen Raum fördert. Es hat ein Credits-System, wobei Kinder und Jugendliche zu „gutem Verhalten“ eingeladen werden. Inzwischen sind Duimdrop und TOS (siehe weitere Details in Box 3) zu wichtigen Instrumenten im Sicherheitskonzept vieler niederländischer Städte geworden. Essentiell ist, dass beide Ansätze in den 1990er Jahren in einem Versuch entwickelt worden sind, aus schlecht eingerichteten, untergenutzten öffentlichen Plätzen lebendige Orte zu gestalten, und zwar in erster Linie für die AnwohnerInnen mit einer hohen praktischen und symbolischen Nachbarschaftsnutzung. Dabei sollen nicht die Menschen, aber die Atmosphäre an den Orten verändert werden. Wie gesagt, geht es keinesfalls darum, Kinder und Jugendliche von ihren Plätzen zu verdrängen, aber sie in den öffentlichen Raum anders reinzuholen, um so beispielsweise ihrem Alkoholkonsum, Drogenkonsum oder -handel entgegenzuwirken.

Duimdrop und TOS

Duimdrop (eine geschützte Marke) ist 1993 von Ton Huiskens gegründet worden, der es so zusammenfasst: „Tritt das Kind gegen einen Ball oder gegen einen Stein?“. Duimdrop verleiht Spielzeug und Sportzubehör, das für die Nutzung auf der Straße gedacht ist: Bälle, Rollerskates, Tischtennis-Schläger, Badminton-Sets und ähnliches. Es ist gerichtet an Kinder von 4 bis 14 Jahren, und wird oft kombiniert mit TOS (Thuis op Straat, seit 1996), einem ebenfalls langfristigen Peer-to-Peer- Projekt mit Sport- und Spielangeboten für ältere Jugendliche. Letzteres wurde auch von Ton Huiskens und Peter Hartog für Jugendliche gegründet – und zwar für Jugendliche „bei denen du dir nicht wünschst, dass deine Tochter sich in sie verliebt“, wie Huiskens mal in einem Zeitungsinterview feststellte. Es geht darum, durch ein „dann mal hier, dann mal dort“-Verfahren immer wieder andere Angebote zu machen, die in Konkurrenz zu Indoor-Angeboten stehen und andere Jugendliche ansprechen. Aktiv, sport- und spielorientiert, und wiederholend.

Bei Duimdrop werden auch langzeitarbeitslose, lokale AnwohnerInnen auf 400-Euro-Basis-Verträgen beschäftigt, um den Verleih der Spiel- und Sportgeräte mit zu organisieren. Die Ausleihe funktioniert mit einem spezifischen Vergabe-System in Verbindung mit persönlichen Pässen. Dazu kann man durch Mitarbeit vielerlei Art (Pflege der Grünanlage, Aufräumen, kleineren Kindern helfen) „Daumen“ sammeln, womit man dann die etwas teureren Spiel- und Sportgeräte ausleihen kann. Die Aufsicht ist dafür da, bei Bedarf ein Pflaster zu kleben oder Konflikte zu schlichten. Sie hat aber eher den Charakter der „Tante Emma“ des verschwundenen Tante Emma Ladens als den eines Sicherheitsbeamten. Umgebaute Seeschiffcontainer (siehe Bild 4), in denen der Verleih organisiert wird, sind bunt angemalt und durch ein Sicherheitsgitter vor Vandalismus geschützt, aber sie werden kaum beschädigt. Das Projekt ist eingebunden in ein Netzwerk von Quartiersmanagement, Nachbarschaftstreff, Polizei und oftmals auch einer lokalen Grundschule. Kinder werden in einem Kinder/Jugendrat mit in den Entscheidungsprozess einbezogen. Die „Regeln des Platzes“ werden demnach gemeinsam vereinbart und für alle durch aufgehängte Spielregeln-Tafeln sichtbar gemacht.

Box 3: Duimdrop und TOS



Bild 4: Duimdrop: Spielzeugverleih im umgebauten Seeschiffcontainer (Foto: Chris van Heyst)³⁰

Seit Anfang der 1990er Jahre hat Rotterdam so einen integralen Ansatz von aufsuchenden Spiel- und Sportangeboten entwickelt. Es arbeitet dabei eng mit Formen des Quartiersmanagements zusammen. Teil dieses Ansatzes ist auch die Integration der sogenannten „Johan Cruyff Veldjes“. Dabei handelt es sich um von der Johan Cruyff Stiftung (siehe Box 4) finanzierte, farbenfrohe und hoch-qualitativ entworfene Fußballplätze, die mit viel Ritualcharakter in Nachbarschaften eröffnet worden sind. Der Nachlass von Johan Cruyff wird als Fair Play in die Regeln eingearbeitet, die das Verhalten auf den Plätzen regulieren sollen. Diese Regeln werden – nach dem gleichen Prinzip wie bei Duimdrop – gemeinsam in der Nachbarschaft ausgearbeitet, wodurch ein gemeinsames und geteiltes Verständnis davon entsteht, wie ein Miteinander auszusehen hat.³¹

Johan Cruyff Foundation (www.cruyff-foundation.org/en/)

Die Johan Cruyff Foundation, mit Sitz in den Niederlanden und in Spanien, ist ein praktisches Beispiel für die Förderung von Kindern und Jugendlichen durch dauerhafte Sportprojekte. Sport soll den Jugendlichen helfen, Talente zu entdecken, Selbstbewusstsein aufzubauen, gesund zu werden/ bleiben und aktiv zu sein. Auf diese Weise soll auch gesellschaftliche Mobilität unterstützt werden. Sport nutzt die Cruyff Foundation als universale Sprache für Kinder und Jugendliche, losgelöst von Herkunft, sozialem Background, Kultur, Religion oder körperlichen Fähigkeiten/ Einschränkungen.

Die sogenannten „Cruyff Courts“ (Cruyff Plätze) werden in benachteiligten Stadtvierteln geschaffen. Zusätzlich wird sichergestellt, dass junge Menschen eine aktive Rolle bei der Organisation der Aktivitäten spielen. Die Courts sollen zentrale Orte in der lokalen Gemeinschaft schaffen, Eigentum sein/ bleiben und gemanaged werden durch die Stadt, co-finanziert von Verwaltung, Hauseigentümer und andere lokale Parteien.

Vier Ziele stehen im Zentrum: **Gesundheitsförderung**, **Lebens-/ Sozialkompetenzen** (mit anderen umgehen lernen, soziales Verhalten erlernen, Inklusion), **Persönlichkeitsentwicklung** (Selbstvertrauen/ Fähigkeiten erlernen), **Partizipation** (niemand wird exkludiert).

Box 4: Johan Cruyff Stiftung

Das wichtige an diesem Ansatz ist, dass es nicht versucht, die Jugendlichen aus dem Raum zu vertreiben, sondern darauf aus ist, die normative Normalität, die ja gar nicht abwesend ist, wie wir von den Jugendlichen aus unserer Studie erfahren haben, auch zu einer situativen Normalität zu machen. Stellen Sie sich beispielsweise vor, dass im „Loch“ am Mehringplatz ein Cryuff Court oder ein Duimdrop Container platziert wird und die Jugendlichen dort spielen und sportlich aktiv sind, und nicht kiffen oder trinken. Mal sehen, ob dann immer noch Gegenstände aus den Wohnungen nach unten fliegen. Zudem gäbe es ja auch einen Mitarbeiter, der im Konfliktfall beim Nachbarn klingeln würde. Diese „Eroberung“ der Plätze durch einen grundsätzlich inklusiven Ansatz basiert auf „normalem“ Verhalten und schließt Drogen und Trinken aus. Im Gegensatz zum freiheitlichen Image der Niederlande, ist dort Drogenkonsum im öffentlichen Raum gar keine Selbstverständlichkeit. Die Abwesenheit eines Plans für den Umgang mit Cannabis (und auch sogenannten „Partydrogen“) in Berlin macht die Umsetzung schwierig(er).

Zusammenfassend zeigen diese Beispiele, dass man – durch das Umsetzen des Jugend- und Kinderrechts auf Spielen – langfristig nicht-erwünschtes und deviantes Verhalten an belasteten Plätzen einschränken kann. Es gibt auch in unserem Bericht viele Indizien dafür, dass Jugendliche Spaß haben wollen, auch wenn das, was für sie inzwischen unter Spaß fällt, einen Spielcharakter, wie in den niederländischen Projektbeispielen beschrieben, verloren hat. Es sind also Interventionen notwendig, die diese jungen AnwohnerInnen – und ihre jüngeren Geschwister! – wieder zum Spielen bringen.

Endnoten

- 1 Am Mehringplatz das Kinder- und Jugendzentrum „KMA Antenne“ (<http://kma-ev.de>) und in der Düttmann-Siedlung die Einrichtung „Drehpunkt“ (<http://www.nachbarschaftshaus.de/arbeitsbereiche/bildung-und-erziehung/drehpunkt/>).
- 2 Siehe u.a. Willis (1977), Bourdieu (1999), Bourgeois (1995), Wacquant (2008).
- 3 Dieses Modell wird ausführlich in Mayer & Greenwood (1981), Van de Vall (1990), Mante-Meijer (1989) und Blokland (2009) besprochen.
- 4 Da die Interviews mit den Mädchen recht kurz waren und nicht das breite Spektrum der Themen abdecken konnten (und auch nicht der Fokus unseres Auftrags waren), benutzen wir sie nur als Kontrastfolien in dem Vergleich mit den männlichen Jugendlichen, wo uns dies sinnvoll erschien. Wir konnten innerhalb unseres begrenzten Auftrags das ganze Spektrum inklusive der Gender-Perspektive nicht ausreichend abdecken.
- 5 Diese Angaben beruhen auf den eigenen Aussagen der Jugendlichen.
- 6 Wir organisierten im März 2018 einen Runden Tisch im Rathaus Kreuzberg, um gemeinsam mit unseren Auftraggebern und lokalen ExpertInnen die ersten Forschungsergebnisse sowie das weitere Vorgehen zu besprechen.
- 7 Diese Unterscheidung machen wir in Anlehnung an Misztal (2001). Auch Blokland hat sie in ihrem Buch „Community as Urban Practice“ (2017) genutzt sowie in ihrem Aufsatz zu Gewalt im amerikanischen Ghetto (2008).
- 8 „INT.“ dient hier und im restlichen Textverlauf als Abkürzung für Interviewer bzw. Interviewerin.
- 9 Unter den AnwohnerInnen haben 631 eine türkischer Staatsangehörigkeit und 284 aus arabischen Ländern (QM Mehringplatz 2017: 7).
- 10 Datenquelle: Amt für Statistik Berlin-Brandenburg, zitiert nach QM Mehringplatz (2017); QM Düttmann-Siedlung (2017).
- 11 Datenquellen: Amt für Statistik Berlin-Brandenburg und Monitoring Soziale Stadtentwicklung, zitiert nach QM Mehringplatz 2017; QM Düttmann-Siedlung 2017. Es sei noch darauf verwiesen, dass in der hiesigen Statistik bei der Düttmann-Siedlung Transferleistungen als „Hilfe zum Lebensunterhalt und Grundsicherung sowie ALG-II inkl. Sozialgeld“ definiert sind, während für Mehringplatz und Berlin der Bezug nach SGB II und XII als Kriterium gewählt ist.
- 12 Diese Daten wurden uns von der Direktion 5 der Berliner Polizei zur Verfügung gestellt.
- 13 Unter „Sonstigen Straftaten“ fällt eine Vielzahl unterschiedlichster Delikte, von Abrechnungsbetrug bis Zuhälterei. Jedoch konnte aus der hiesigen Statistik nicht ermittelt werden, welche Straftaten – unter den vielen sonstigen – tatsächlich begangen wurden.
- 14 Datenquelle: Polizeiliche Daten (Der Polizeipräsident in Berlin 2018b).
- 15 Datenquelle: Polizeiliche Daten (Der Polizeipräsident in Berlin 2018a).
- 16 Siehe dazu Baskin und Sommers (1998); Gilligan (1996) und Pain (2000).
- 17 Beispielsweise im Artikel „Viele Kinder können kein Deutsch“ aus der Berliner Zeitung vom 28.07.2018.
- 18 Zu der Internalisierung von historisch bedingten (Norm)Vorstellungen seitens pädagogischer Akteure, siehe Aufsatz von Castro Varela (2016).
- 19 Dabei symbolisieren Graffiti sowohl eine jugendgeprägte (Sub)Kultur als auch einen Raumaneignungsprozess (Harding/Blokland 2012: 211f.).
- 20 Bei den besuchten „Abrisspartys“ im Drehpunkt war im Rahmen eines Graffiti-Projektes „Graefe“ ein sehr beliebtes Street-Art-Motiv (Feldnotizen 6 & 9). Die „Abrisspartys“ wurden kurz vor der temporären Schließung des Drehpunkts organisiert bzw. dem Umzug der Einrichtung in einen Container, der während der 2-jährigen Bauarbeiten als Ausweichstandort benutzt wird.
- 21 Interessant ist, dass die Shopping Malls, so wissen wir aus einer anderen kleinen Datenerhebung, weniger sichtbare Präsenz von Sicherheitsdiensten aufweisen, wie z.B. die Mall of Berlin oder das

KadeWe. Uns fehlen Daten, um Aussagen darüber zu treffen, welche Sicherheitsregime Auswirkungen auf die räumliche Beweglichkeit der Jugendlichen haben.

- 22 Dies entnehmen wir aus dem Artikel „20 Großfamilien in Berlin“ aus der Berliner Zeitung vom 19.07.2018.
- 23 Die sind nachweisbar mehr segregiert, als sie aufgrund der Zusammensetzung ihres Einzugsgebietes sein sollten (Große-Löscher 2011, Blokland & Große-Löscher 2016; Vief 2018).
- 24 Mit dem Begriff „Bio-Deutsche“ meinen wir Deutsche ohne Migrationshintergrund.
- 25 ReachOut Daten belegen ja, dass Mitte der Stadtteil ist, wo die meisten rassistischen Übergriffe gemeldet werden (www.reachoutberlin.de, die Beratungsstelle für Opfer rassistischer Gewalt).
- 26 Dies belegt zum Beispiel Braun (2012).
- 27 Etwas ähnliches wurde im Frühjahr 2018 auch vom Drehpunkt organisiert, wobei Jugendliche aus dem Kiez, von Sozialarbeitern begleitet, im Hangar des ehemaligen Flughafens Tempelhof einmal die Woche Abends Fußball spielen können. Ein Angebot, das gerade unter vielen Jungs positiv aufgenommen wurde.
- 28 Die Broken Windows Theorie ist geprägt von James Q. Wilson und George L. Kelling (1982).
- 29 Das FEZ-Berlin ist Europas größtes gemeinnütziges Kinder-, Jugend- und Familienzentrum.
- 30 Bildquelle:
<https://www.facebook.com/bswrotterdam.nl/photos/a.1539145419672099/1947374248849212/?type=3&theater>
- 31 In Berlin gibt es auch Projekte, die in eine ähnliche – jedoch nicht gleiche – Richtung gehen, zum Beispiel das Peer-Helfer-Netzwerk in Neukölln. Dessen wichtige und erfolgreiche peer-pädagogische Arbeit und Projekte sind nämlich mit einer Jugendeinrichtung verknüpft. So ist der Effekt auf die Verhaltensmuster im öffentlichen Raum nicht unbedingt gegeben. Zudem erreichen sie so vor allem die Jugendlichen, die sich ohnehin in diesen Einrichtungen wohl fühlen. Ob es damit eine Präventionsmaßnahme ist, die Sicherheitserfahrung positiv beeinflusst, bleibt ungewiss.

Literaturverzeichnis

- Anderson, Elijah (1999): *Code of the Street. Decency, Violence, and the Moral Life of the Inner City*. New York & London: Norton & Company.
- Austin, Joe Alan; Willard, Michael. (Eds.). (1998). *Generations of youth: Youth cultures and history in twentieth-century America*. NYU Press.
- Baier, Dirk; Pfeiffer, Christian; Simonson, Julia; Raboldm, Susann (2009): *Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt. Erster Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Innern und des KFN. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e.V. Hannover (Forschungsbericht, 107)*.
- Barwick, Christine (2016): *Social Mobility and Neighbourhood Choice. Turkish-Germans in Berlin*. Oxon & New York: Routledge.
- Baskin, Deborah; Sommers, Ira B. (1998): *Casualties of Community Disorder. Women's Careers in Violent Crime*. Boulder: Routledge (Crime and Society).
- Binke, Saskia; Blokland, Talja V. (2012): *Why repressive policies towards urban youths do not make streets safe: four hypotheses*. In: *The Sociological Review* 60 (2), S. 292–311.
- Blokland, Talja (2003): *Urban Bonds*. Cambridge: Polity Press.
- Blokland, Talja (2008): *Facing Violence: Everyday Risks in an American Housing Project*. In: *Sociology* 42 (4), S. 601–617.
- Blokland, Talja (2009): *Oog voor elkaar. Veiligheidsbeleving en sociale controle in de grote stad*. Amsterdam: Amsterdam University Press.
- Blokland, Talja (2017): *Community as Urban Practice*. Malden: Polity Press (Urban Futures).
- Blokland, Talja (2018): *“We live like prisoners in a camp”: Surveillance, governance and agency in a US Housing Project*. In: Ryan Powell und John Flint (Hg.): *Class, Ethnicity and State in the Polarized Metropolis: Putting Wacquant to Work*. Basingstoke: Palgrave Macmillan (Publikation im Druck).
- Blokland, Talja; Große-Löscher, Georg (2016): *Cheating the System to Get the Best for One's Kids: Middle Class Practices and Racist Marginalization*. In: Talja Blokland, Carlotta Giustozzi, Daniela Krüger und Hannah Schilling (Hg.): *Creating the Unequal City. The Exclusionary Consequences of Everyday Routines in Berlin*. London & New York: Routledge, S. 71–84.
- Blokland, Talja; Nast, Julia (2014): *From Public Familiarity to Comfort Zone: The Relevance of Absent Ties for Belonging in Berlin's Mixed Neighbourhoods*. In: *International Journal of Urban Regional Research* 38 (4), S. 1142-1159.
- Blokland, Talja; van Eijk, Gwen (2010): *Do People Who Like Diversity Practice Diversity in Neighbourhood Life? Neighbourhood Use and the Social Networks of 'Diversity-Seekers' in a Mixed Neighbourhood in the Netherlands*. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 36 (2), S. 313–332.
- Bourdieu, Pierre (1983). *Ökonomisches Kapital, soziales Kapital, kulturelles Kapital*. In: *Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband, 2*, 183-198.
- Bourdieu, Pierre; Accardo, Alain (1999). *The weight of the world: Social suffering in contemporary society*. Alhoda UK.
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loïc (1992): *An invitation to reflexive sociology*. Chicago: University of Chicago Press.
- Bourgeois, Philippe (1995): *In Search of Respect. Selling Crack in El Barrio*. New York: Cambridge University Press.
- Braun, Frank (2012): *Private Sicherheitsdienste*. In: Bundeszentrale für Politische Bildung (bpb). Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/innere-sicherheit/76663/private-sicherheitsdienste?p=0>, zuletzt geprüft am 18.08.2018.
- Britton, Dana M.; Logan, Laura (2008): *Gendered Organizations: Progress and Prospects*. In: *Sociology Compass* 2 (1), S. 107–121.

- Bürk, Thomas (2012): *Gefahrenzone, Angstraum, Feindesland? Stadtkulturelle Erkundungen zu Fremdenfeindlichkeit und Rechtsradikalismus in ostdeutschen Kleinstädten*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Castro Varela, Maria Do Mar (2016): Von der Notwendigkeit eines epistemischen Wandels. Postkoloniale Betrachtungen auf Bildungsprozesse. In: Thomas Geier und Katrin U. Zaborowski (Hg.): *Migration: Auflösungen und Grenzziehungen. Perspektiven einer erziehungswissenschaftlichen Migrationsforschung*. Wiesbaden: Springer, S. 43-59.
- Cohen, Stanley (1972): *Folk Devils and Moral Panics. The creation of the Mods and Rockers*. New York: Routledge.
- Connolly, Paul; Healy, Julie (2004): Symbolic violence, locality and social class: the educational and career aspirations of 10-11-year-old boys in Belfast. In: *Pedagogy, Culture & Society* 12 (1), S. 15-33.
- Dangschat Jens S. (2009): Symbolische Macht und Habitus der Ortes. Die ‚Architektur der Gesellschaft‘ aus Sicht der Theorie(n) sozialer Ungleichheit von Pierre Bourdieu. In: Joachim Fischer und Heike Delitz (Hg.): *Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie*. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie), S. 311-341.
- Der Polizeipräsident in Berlin (2018a): Anzahl der Straftaten durch Kinder und Jugendliche im QM-Gebiet Mehringplatz (2007-2017). Unveröffentlichte Statistik aus dem polizeiinternen System der Berliner Polizei. Stichtag 31.12.2017. Berlin.
- Der Polizeipräsident in Berlin (2018b): Anzahl der Straftaten durch Kinder und Jugendliche im QM-Gebiet Düttmann-Siedlung (2007-2017). Unveröffentlichte Statistik aus dem polizeiinternen System der Berliner Polizei. Stichtag 31.12.2017. Berlin.
- Elias, Norbert (2010): Zur Theorie von Etablierten-Außenseiter-Beziehungen. Ausschnitte. In: Sighard Neckel (Hg.): *Sternstunden der Soziologie. Wegweisende Theoriemodelle des soziologischen Denkens*. Frankfurt am Main: Campus (Campus-Reader), S. 358-379.
- Gans, Herbert J. (1967): *The Levittowners. Ways of life and politics in a new suburban community*. New York: Pantheon Books.
- Gaskell, George (2001): Attitudes, social representations and beyond. In: Kay Deaux und Gina Philogène (Hg.): *Representations of the social. Bridging theoretical traditions*. Oxford: Blackwell, S. 228-241.
- Gilligan, James (1996): *Violence. Reflections on a national epidemic*. New York: Vintage Books.
- Giustozzi, Carlotta; Blokland, Talja; Freitag, Nora (2016): Secluding: Middle Class Segregation in Schools and Neighbourhoods. In: Talja Blokland, Carlotta Giustozzi, Daniela Krüger und Hannah Schilling (Hg.): *Creating the Unequal City. The Exclusionary Consequences of Everyday Routines in Berlin*. London & New York: Routledge, S. 53-70.
- Graebisch, Christine M. (2018): What works? Who cares? In: Bernd Dollinger und Henning Schmidt-Semisch (Hg.): *Handbuch Jugendkriminalität. Interdisziplinäre Perspektiven*. 3., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS (Handbuch), S. 197-216.
- Griffiths, Morwenna (1984): Emotions and Education. In: *J Philosophy of Education* 18 (2), S. 223-231.
- Große-Löscher, Georg (2011): "...at last you want the best for your child." Elementary School choice in Berlin-Kreuzberg. Unveröffentlichte Masterarbeit. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin.
- Hall, Stuart; Critcher, Chas; Jefferson, Tony; Clarke, John.; Roberts, Brian (2013). *Policing the crisis: Mugging, the state and law and order*. Macmillan International Higher Education.
- Harding, Alan; Blokland, Talja (2014): *Urban Theory. A critical introduction to power, cities and urbanism in the 21st century*. Los Angeles: SAGE.
- Häußermann, Hartmut (2007): Ihre Parallelgesellschaften, unser Problem. *Leviathan*, 35(4), S. 458-469.
- Hefendehl, Roland (2008): Jugendkriminalprävention – Von Beginn an auf das falsche Gleis gesetzt. In: Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V. (DVJJ) (Hg.): *Fördern*

- Fordern Fallenlassen. Entwicklungen im Umgang mit Jugenddelinquenz. Dokumentation des 27. Deutschen Jugendgerichtstages vom 15.-18. September 2007 in Freiburg. Mönchengladbach: Forum Verlag Godesberg (Schriftreihe der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V.), S. 235–247.
- Hochschild, Arlie Russel (2015): *The Managed Heart* (1983). Ausschnitte. In: Laura Desfor Edles und Scott Appelrouth (Hg.): *Sociological theory in the classical era. Text and readings*. Third edition. Los Angeles: Sage, S. 313–321.
- Holloway, Sarah L.; Pimlott-Wilson, Helena (2014): *Enriching Children, Institutionalizing Childhood? Geographies of Play, Extracurricular Activities, and Parenting in England*. In: *Annals of the Association of American Geographers* 104 (3), S. 613–627.
- Howell, James C.; Lipsey, Mark W.; Wilson, John J. (2014): *A handbook for evidence-based juvenile justice systems*. Lanham, Maryland: Lexington Books.
- Hradil, Stefan (2006): Was prägt das Krankheitsrisiko: Schicht, Lage, Lebensstil? In: Matthias Richter und Klaus Hurrelmann (Hg.): *Gesundheitliche Ungleichheit: VS Verlag für Sozialwissenschaften*, S. 33-52.
- Jacobs, Jane M. (1961): *The Death and Life of Great American Cities*. New York: Vintage Books.
- Karayaz, Erol (2013): Männliche Jugendliche mit Migrationshintergrund. Ergebnisse eigener Untersuchungen und was diese für eine diversitätsbewusste Pädagogik bedeuten können. Oldenburg: BIS-Verl. (Schriftenreihe des Interdisziplinären Zentrums für Bildung und Kommunikation in Migrationsprozessen (IBKM) an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg, 62).
- Klein, Thomas; Löwel, Hannelore; Schneider, Sven; Zimmermann, Monique (2002): Soziale Beziehungen, Stress und Mortalität. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 2002 (35), S. 441–449.
- Kuhn, Melanie; Mai, Miriam (2016): Ethnisierende Differenzierungen im Elementarbereich. Sprachstandserhebungsverfahren zwischen landes- und kommunalpolitischen Direktiven und situiertem eigenlogischen Vollzug. In: Thomas Geier und Katrin U. Zaborowski (Hg.): *Migration: Auflösungen und Grenzziehungen. Perspektiven einer erziehungswissenschaftlichen Migrationsforschung*. Wiesbaden: Springer, S. 115-132.
- Lewek, Mirjam (2016): *Spaces of Fear and their Exclusionary Consequences: Narratives and Everyday Routines of Sub-Saharan Immigrants in Berlin*. In: Talja Blokland, Carlotta Giustozzi, Daniela Krüger und Hannah Schilling (Hg.): *Creating the Unequal City. The Exclusionary Consequences of Everyday Routines in Berlin*. London & New York: Routledge, S. 31–52.
- Lipsey, M. W. (1994): *Juvenile Delinquency Treatment: A Meta-Analytic Inquiry Into the Variability of Effects*. In: Thomas D. Cook (Hg.): *Meta-analysis for explanation. A casebook*. New York: Russell Sage Foundation, S. 83–127.
- Lüter, Albrecht (2016): *Jugendgewalt und Prävention im sozialen Brennpunkt. Die Köllnische Heide in Berlin-Neukölln*. In: Albrecht Lüter (Hg.): *Die Praxis der Prävention. Evaluationsstudien zu Berliner Maßnahmen und Projekten gegen Jugendgewalt – Zweite Folge*. Berlin: Landeskommision Berlin gegen Gewalt (Berliner Forum Gewaltprävention 61), S. 75-163.
- Lüter, Albrecht; Schroer-Hippel, Miriam; Bergert, Michael; Glock, Birgit (2017): *Berliner Monitoring Jugendgewaltdelinquenz. Vierter Bericht 2017*. Berlin: Landeskommision Berlin gegen Gewalt (Berliner Forum Gewaltprävention 62).
- Manninen, Sari; Huuki, Tuija; Sunnari, Vappu (2011): *Earn Yo' Respect! Respect in the Status Struggle of Finnish School Boys*. In: *Men and Masculinities* 14 (3), S. 335–357.
- Mante-Meijer, Enid A. (1989). *Conflicten in organisaties: individuele klachten en hun behandeling*. Doctoral dissertation, Erasmus Universiteit Rotterdam.
- Mayer, Robert; Greenwood, Ernst (1981): *The Design of Social Policy Research*. Engelwood Cliffs: Prentice Hall.

- Mecheril, Paul; Thomas-Olalde, Oscar; Melter, Claus; Arens, Susanne; Romaner, Elisabeth (2016): Migrationsforschung als (Herrschafts-)Kritik! Ein unabgeschlossenes und revisionäres Projekt. In: Thomas Geier und Katrin U. Zaborowski (Hg.): Migration: Auflösungen und Grenzziehungen. Perspektiven einer erziehungswissenschaftlichen Migrationsforschung. Wiesbaden: Springer, S. 17-41.
- Melter, Claus (2005): „Also das gefällt mir nicht, wie der da jetzt über die Deutschen spricht“. Wie und weshalb PädagogInnen in der ambulanten Jugendhilfe es vermeiden, mit Immigrant*innen über deren Rassismuserfahrungen und Zugehörigkeitsfragen zu sprechen. Ein Beispiel. In: Franz Hamburger, Tarek Badawia und Merle Hummrich (Hg.): Migration und Bildung. Über das Verhältnis von Anerkennung und Zumutung in der Einwanderungsgesellschaft. Wiesbaden, S. 25-39.
- Merry, Sally E. (1981): Defensible Space Undefined. In: *Urban Affairs Quarterly* 16 (4), S. 397–422.
- Messerschmidt, James W. (2000): Becoming “Real Men”. In: *Men and Masculinities* 2 (3), S. 286–307.
- Misztal, Barbara A. (2001): Normality and Trust in Goffman's Theory of Interaction Order. In: *Sociological Theory* 19 (3), S. 312–324.
- Mitchell, Vincent-Wayne (1995): Organizational Risk Perception and Reduction: A Literature Review. In: *British Journal of Management* 6 (2), S. 115–133.
- Monitoring Soziale Stadtentwicklung (2017): Tabellen zu den Kontext-Indikatoren für die Planungsräume, der Bezirksregionen und die Bezirke. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen. Online verfügbar unter https://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/basisdaten_stadtentwicklung/monitoring/de/2017/tabellen02.shtml; zuletzt geprüft am 20.08.2018.
- Nast, Julia (2015): Book Review: Bowen Paille 2013: Toxic Schools. High-Poverty Education in New York and Amsterdam. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 39 (1), S. 181–183.
- Newman, Oscar (1973): Defensible Space. Crime Prevention through Urban Design. New York: First Collier.
- Pain, Rachel (2000): Place, social relations and the fear of crime: a review. In: *Progress in Human Geography* 24 (3), S. 365–387.
- Paille, Bowen (2013): Toxic Schools. High-Poverty Education in New York and Amsterdam. Chicago: University of Chicago Press (Fieldwork Encounters and Discoveries).
- Putnam Robert (2000): Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community. New York: Simon and Schuster.
- QM Mehringplatz (2017): Integriertes Handlungs- und Entwicklungskonzept 2017-2019 mit Jahresbilanz seit 2015. Mehringplatz zum leben schön. Träger: Kunstwelt e.V. Berlin.
- QM Düttmann-Siedlung (2017): Integriertes Handlungs- und Entwicklungskonzept 2017 -2019. Quartiersmanagement Düttmann-Siedlung im Stadtteil Kreuzberg, Träger: Nachbarschaftshaus Urbanstraße e.V. Im Auftrag der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und des Bezirksamtes Friedrichshain-Kreuzberg.
- Sampson Robert J (2004): Networks and Neighbourhoods: The Implications of Connectivity for Thinking about Crime in the Modern City. In: Helen McCarthy, Paul Miller und Skidmore Paul (Hg.): Network Logic. Who governs in an interconnected world? London: Demos, S. 157–166.
- Seitz, Norbert (2008): Jugendkriminalprävention – Chancen, Grenzen und Risiken. In: Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V. (DVJJ) (Hg.): Fördern Fordern Fallenlassen. Entwicklungen im Umgang mit Jugenddelinquenz. Dokumentation des 27. Deutschen Jugendgerichtstages vom 15.-18. September 2007 in Freiburg. Mönchengladbach: Forum Verlag Godesberg (Schriftreihe der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V.), S. 248–260.
- Shell Jugendstudie (2015): Jugend 2015. Eine pragmatische Generation im Aufbruch. Unter Mitarbeit von Mathias Albert, Klaus Hurrelmann und Gudrun Quenzel. Originalausgabe. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch (Fischer-Taschenbuch, 3401).

- Shoshan, Nitzan (2016): The management of hate. Nation, affect, and the governance of right-wing extremism in Germany. Princeton & Oxford: Princeton University Press.
- Skeggs, Beverley (2004): Class, Self, Culture. London & New York: Routledge.
- Smith, Dorothy. E. (2011): The Conceptual Practices of Power (1990). Excerpts. In: Craig J. Calhoun, Joseph Gerteis, James Moody, Steven Pfaff und Indermohan Virk (Hg.): Classical sociological theory. 3. ed. Oxford: Wiley-Blackwell, S. 398–407.
- Stahl, Christian (2014): In den Gangs von Neukölln. Das Leben des Yehya E. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Sztompka, Piotr. (1999): Trust: A Sociological Theory. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tebbutt, Melanie (1995): Woman's Talk? A Social History of 'Gossip' in Working-Class Neighbourhoods, 1880-1960. Aldershot: Scolar Press.
- Tilly, Charles (1998): Durable Inequality. Berkley: University of California Press.
- van de Vall, M. (1990): De structuur van ongestructureere problemen: een rationele methode tot effectuering van beileid. In: H. J. van de Braak (Hg.): Rationaliteit en beleid: Hoofdstukken uit de Rotterdamse sociologie. De Lier: Academisch Boekencentrum.
- Vief, Robert George (2018): 'Stacking the odds': die Verschränkung von Nachbarschafts- und Schulsegregation. Unveröffentlichte Masterarbeit. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin.
- Wacquant, Loic; Howe, John (2008): Urban outcasts: A comparative sociology of advanced marginality. Cambridge: Polity.
- Watt, Paul (2009): Living in an Oasis: Middle-Class Disaffiliation and Selective Belonging in an English Suburb. In: *Environment and Planning A* 41 (12), S. 2874–2892.
- Whyte, William F. (1981): Street Corner Society. The Social Structure of an Italian Slum. 3. ed., rev. and expanded. Chicago & London: University of Chicago Press.
- Whyte, William H. (1980). The social life of small urban spaces. Washington: Conservation Foundation.
- Wilson, James Q.; Kelling, George. L. (1982). Broken windows. In: *Atlantic Monthly*, 249(3), 29-38.
- Winlow, Simon (2001): Badfellas: Crime, tradition and new masculinities. Oxford: Berg.
- Williams, Brett (1985): Owing Places and Buying Time: Class, Culture, and Stalled Gentrification. In: *Urban Life*, 14 (3), S. 251-273.
- Willis, Paul (1977). Learning to labour: How working class kids get working class jobs. Farnborough: Saxon House.
- zur Nieden, Birgit; Karakayali, Juliane (2016): Harte Tür. Schulische Segregation nach Herkunft in der postmigrantischen Gesellschaft. In: Thomas Geier und Katrin U. Zaborowski (Hg.): Migration: Auflösungen und Grenzziehungen. Perspektiven einer erziehungswissenschaftlichen Migrationsforschung. Wiesbaden: Springer, S. 81-96.

Seit einigen Jahren wird in Berlin verstärkt über „Jugenddelinquenz“ diskutiert und geforscht. Im Rahmen einer qualitativen Auftragsstudie beleuchten Talja Blokland und Vojin Šerbedžija den Jugendalltag in den Kreuzberger Wohngebieten Mehringplatz und Düttmann-Siedlung. Dabei legen sie den Fokus auf die Erfahrungen und Sichtweisen von – meist auffällig gewordenen – Jugendlichen. Diese Schwerpunktsetzung ermöglicht den AutorInnen, die Ursachen und Umstände von deviantem Verhalten differenziert und kontextbedingt zu analysieren.

Blokland und Šerbedžija zeigen auf, dass die jungen, sehr kiezorientierten Menschen mehrheitlich in prekären Verhältnissen aufwachsen. Dies spiegelt sich in Geldmangel, schulischen Problemen und einem erschwerten Zugang zum Arbeitsmarkt wider und wird zusätzlich durch Ausgrenzungs- und Rassismuserfahrungen im städtischen Raum verstärkt. Die AutorInnen argumentieren, dass diese überwiegend strukturellen Probleme sowohl mit dem Aufeinandertreffen unterschiedlicher Logiken als auch mit dem gesellschaftlich ungleichen Zugang zu Ressourcen und Kapital zusammenhängen.

Die Studie liefert Erkenntnisse und Vorschläge dazu, wie man durch institutionelle Perspektivwechsel, Raumgestaltung und generations- bzw. schichtübergreifende Begegnungen (Public Familiarity) der Gewalt, Kriminalität oder gefühlten Unsicherheit auf lokaler Ebene entgegenwirken kann.

Logos Verlag Berlin

ISBN 978-3-8325-4813-1